



Die Neugestaltung der baltischen Landwirtschaften.



EINE ZUKUNFTSBETRACHTUNG

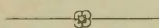
von einem

praktischen Landwirt.

REVAL, 1899.

Verlag von Franz Kluge.

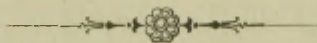
Die Neugestaltung der baltischen Gutswirtschaften.



Eine Zukunftsbetrachtung

von einem

praktischen Landwirt.

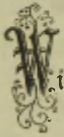


Reval, 1899.

Verlag von Franz Kluge.

Дозволено цензурою. — Ревель, 15-го Марта 1899 г.

Печатано въ тииогр. Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ. .



Wieder einmal eilt ein Jahrhundert seinem Ende zu . . . Nur noch eine kurze Spanne Zeit und auch unser Saeculum ist unwiederbringlich versunken in das dauernd offene Grab der Vergangenheit. Und aus dem alten heraus wächst nach einem ewigen Naturgesetz wieder ein neues Jahrhundert. Aber kein bloßer Kalenderabschnitt wird das sein, dies spüren wir schon heute, es wird in der That eine neue Zeitepoche werden. Weht doch der Hauch des Kommenden schon jetzt zu uns herüber und gleichsam durch eine Spalte blicken wir schon heute hinein in diese nahe Zukunft.

Aber nebelhaft, verschleiert wogt noch alles formlos vor uns her und niemand vermag schon jetzt mit Sicherheit zu sagen, wie sich das Werden gestalten wird. Nur eins ist klar: die „gute, alte Zeit“, die Zeit unserer Väter mit dem bekannten Refrain „nichts geht über die Gemütlichkeit“, die sinkt ins Zeitengrab wohl auf Nimmerwiederkehr. Ja, es war eine gute, eine bequeme Zeit, diese Zeit, da Korn, Fleischvieh, Wolle und Spiritus noch dauernd gut im Preise waren, da man nicht wußte, was anzufangen mit all dem vielen Hilfsgehorch, da der Wirtschaftsbetrieb kaum etwas kostete und alles gemächlich seinen alleingetretenen Weg weitergehen konnte. Ja, bequem war's damals und gemütlich, zu leben und zu wirtschaften.

Und obgleich speciell in unserer baltischen Heimat der Großgrundbesitz ausschließlich damals die Basis von allem bildete, so blühten und gediehen doch grade durch ihn auch die anderen Stände, zumal der Kaufmann und der Handwerker. Für die Großgrundbesitzer in erster Linie waren die meisten ihrer Geschäfte ja angelegt und durch sie bestanden dieselben wohl auch hauptsächlich.

War doch durch die guten Jahre und die dadurch immer häufiger werdenden Reisen ins Ausland das Bedürfnis nach westeuropäischem Luxus überall erwacht und wie überall, so waren auch unsere Väter durch den relativ schnellen und leichten Erwerb nicht grade zu Geizhalsen geworden. Man lebt und ließ andere auch leben.

Die nüchterne Bedürfnislosigkeit unserer Großväter, die keine so guten Zeiten durchgemacht hatten, schwand allenthalben immer mehr dahin, auch der weniger Bemittelte lebte sich schnell in einen gewissen Luxus hinein, der nur zu bald allgemein zur Notdurft des Lebens gehörte.

Wohl treten jetzt wiederum schwere Jahre an uns heran, aber unsere Generation ist ja schon inmitten dieses Luxus aufgewachsen, er ist uns zum Bedürfnis geworden, ohne das wir nicht mehr leben zu können glauben, ohne das unser physisches und psychisches Wohlbefinden jedenfalls undenkbar ist. Vergleichen wir hier nur z. B. einen unserer modernen kleinen Salons mit all seinem behaglichen bunten Durcheinander mit solch einem großväterlichen Prunksaal in seiner ganzen nüchternen Leerheit und wir können das Einst und Jetzt nicht besser charakterisiren.

Aber nicht bloß in unserem Privatleben ist die heute kaum noch zu begreifende Bedürfnislosigkeit unserer Voreltern für immer geschwunden, auch in unseren Wirtschaften hat mit der zunehmenden Kultur naturgemäß auch ein wachsender Luxus immer mehr um sich gegriffen. „Kulturluxus“ möchte ich ihn darum auch nennen und wir können ihn beobachten

auf allen unseren Gütern — mehr oder weniger; an den Wirtschaftsgebäuden am augenfälligsten, an Vieh und Pferden und sonst noch allenthalben. Aber während diese von Westen kommende Kultur uns in ganz selbstverständlich gewordenen Ansprüchen aufwachsen ließ, die unsere Voreltern nicht gekannt haben, hat dieselbe Kultur durch ihr weiteres Vordringen nach Osten die Mittel, mit denen unsere Väter all die guten Jahre hindurch diese neuen Bedürfnisse der Zeit auch sorglos und bequem bestreiten konnten, für uns in wahrhaft bedrückender Weise reduziert. Denn wären unsere Korn- und Fleischpreise nicht annähernd die gleichen geblieben, wenn das sich mit so erstaunlicher Rapidität vergrößernde Eisenbahnnetz nicht immer wieder neue Teile des weiten fruchtbaren Reichsinnern aufschließen würde und Zonen-tarife zc. diese fernen, vor kurzem überhaupt kaum zu erreichenden Weltwinkel nicht jetzt eine Rolle auf dem Petersburger und Weltmarkt spielen ließen — leider auf unsere Kosten?

So gehört denn auch der schöne Glaube, daß die Kornpreise wieder steigen werden, steigen müssen, einfach in die Kinderstube. Sinken werden sie vielleicht wohl noch mehr, wenn auch die sibirische Bahn wiederum neue Kornmassen auf den sowie so schon überfüllten Weltmarkt bringen wird, aber steigen — warum? Die paar Hunger-gouvernements, welche alljährlich durch zum Teil selbstverschuldete Dürre nur noch als Consumenten in Betracht kommen, spielen bei den derzeitigen Communicationsmitteln keine Rolle mehr. Und selbst wenn einmal in ganz Rußland die Ernte derartig ausfiel, daß der Export nach West-Europa nicht möglich wäre, so blieben noch immer die riesigen Kornkammern Amerikas und Australiens übrig und mit einer wesentlichen Preissteigerung wär's selbst dann nichts. Die Zeiten, wo das Tschetwert Roggen 9—15 Rubel kostete, die sind gewesen, jetzt können wir froh sein, wenn's nicht unter 6 Rubel geht.

Daß wir aus ähnlichen Gründen auch mit Fleischvieh nie wieder auf dem Petersburger Markt eine Stelle einnehmen werden, wie früher, wird sich gleichfalls jeder sagen müssen. Die Conjuncturen für das sog. Tscherkasservieh des Südens sind ja in jeder Hinsicht so unendlich viel günstiger, daß wir an eine ernste Concurrenz überhaupt nicht denken können. Nur ein seltener Zufall, ein Eisenbahnunglück, ein heftiger Schneesturm oder sonst etwas derartiges wird uns auch in Zukunft noch manchmal eine freudige, aber leider nie vor-
auszusehende Ueberraschung bringen.

Und ferner. Wo sind die Abertausende von Merinoschafen geblieben, welche einst ganz Estland überfüllten und von denen jedes einzelne Gut viele Hunderte besaß? Australien und die stets wachsende Baumwollindustrie haben sie bis auf wenige Herden, die wohl auch mehr aus Lieb gewordener Gewohnheit denn aus praktischer Berechnung noch gehalten werden, allesammt dem Schlachtmesser überliefert.

Was aber schließlich die Spirituspreise anbetrifft, so wissen wir ja alle, daß bei einer Besteuerung von 10 Ropeten pro Grad von einem guten Geschäft keine Rede mehr sein kann, hat doch der Producent bei knapp 1 Ropeten pro Grad Brutto-Verdienst, nicht nur sämtliche bekanntlich sehr bedeutenden Betriebskosten zu tragen, sondern auch das große Risiko der Leccage auf sich zu nehmen. Vielleicht wird's mit der Einführung des Monopols etwas lucrativer werden, die Jahre aber, wo manche Brennereien bis 10000 Rubel netto gemacht haben, die kehren nicht wieder.

Aus alledem gewinnen wir wohl die Ueberzeugung, daß es zur Zeit mit der Landwirtschaft in unseren baltischen Landen, speciell auch in Estland, nicht grade weit her ist. Aber wir Landwirthe haben uns bisher trotz alledem doch ehrlich durchgeschlagen — schlecht und recht, wie's eben ging. Waren auch die Preise in allem geringer geworden gegen früher, so galt's eben energischer ins Zeug gehn, das produ-

cirte Quantum mußte größer werden. Und in der That haben wohl erst die letzten, die mageren Jahre uns so recht gelehrt, was es heißt: intensiver und rationeller wirtschaften.

Jetzt aber will man uns einfach unseren rechten Arm noch ausreißen, der ja doch grade säete, pflügte, einerntete und alle sonstigen mechanischen Arbeiten verrichtete. Oder mit anderen Worten: unsere Knechte will man uns nehmen. Die Städte, die Fabriken machen sie uns allen Ernstes abspenstig. Werden doch in Reval allein in allernächster Zeit 6—8000 Fabrikarbeiter nötig sein. Wo sollen sie herkommen? Doch zum größten Teil vom Lande, aus dem nächstliegenden Umkreise.

Rechnen wir, daß eine mittlere Gutswirtschaft 15—20 Knechte hat, so müßten 400 Güter ohne Knechte bleiben, wenn sich obiges Contingent an Fabrikarbeitern ausschließlich aus Hofsknechten rekrutieren würde. Dies wird nun wohl schwerlich der Fall sein, aber fraglos schwebt augenblicklich eine furchtbare Gefahr über unserer gesammten Landwirtschaft, weit furchtbarer als vielleicht jede andere . . . Da gilt's denn sich aufzuraffen, solange es noch nicht zu spät ist und mit vereinten Kräften einen Modus ausfindig zu machen, wie diesem Allgemeinübel entgegenzutreten sei. Zunächst aber müssen wir uns klar werden, wie diese Krisis überhaupt über uns gekommen?

Schon einmal ist hier darauf hingewiesen worden, wie der in den guten Jahren unserer Landwirtschaft eingezogene Culturluxus des Westens auch den Kaufmann- und Handwerkerstand aufblühen ließ, dadurch aber auch ihre Lebensansprüche erhöhte. Nun kamen andere Zeiten für die Landwirtschaft, die Großgrundbesitzer namentlich mußten sich wieder einschränken und Kaufmann und Handwerker verdienten durch sie nicht mehr soviel wie früher. Aber ihre Lebensansprüche waren größer geworden und da das stete und andauernde Sinken der Preise für alle landwirtschaftlichen Producte zur

Folge hatte, daß die Landwirtschaft und deren Vertreter in unseren Provinzen allein als Käufer nicht mehr genügten, so sahen sie sich gezwungen, sich nach einer weiteren, größeren Kundschaft umzusehn. Und so entstanden mit der Zeit aus Kupferschmieden — Maschinensabriten, aus Localhändlern — Großkaufleute. Der Handwerker wurde zum Großindustriellen und verband sich mit dem geschäfts- und handelskundigeren Kaufmann. So bereitete sich langsam aber stetig der Kampf der Industrie wider die Landwirtschaft vor und heute stehen wir am Vorabend jenes Culturkampfes, wie er sich in anderen Ländern, anderen Gegenden wiederholt bereits abgespielt hat. Wie überall, so wird auch bei uns die Industrie in diesem Kampf als Siegerin über die Landwirtschaft hervorgehen und sie zurückdrängen auf einen zweiten oder dritten Platz. Und was die Handelsstadt Reval nicht geworden, das wird die Industrie- und Handelsstadt Reval sicher werden: reich und blühend. Wir haben ja bei Riga das gleiche gesehn.

Wenn man übrigens noch bedenkt, wie viel und wie vielerlei noch aus dem Auslande nach Rußland importiert werden muß an Industrieerzeugnissen, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß jedes industrielle Unternehmen, falls es nur richtig geleitet wird, bestehen kann und gut bestehen müßte. Und sicher ist auch, daß außer Polen, Finnland und dem Kaukasus vielleicht nirgends im weiten russischen Reich die Lage für derartige Anlagen geeigneter ist, als grade in unseren Ostseehäfen. Diese Ansicht scheint sich auch durch die That zu bewahrheiten, denn fast jede Woche wird in den Zeitungen wieder von einem neuen Fabrikunternehmen berichtet und Fortsetzung folgt ohne Zweifel. Das alles sind Thatsachen, die wir nicht ändern können, vor denen wir uns nun schon mal beugen müssen, wenn auch mancher vielleicht nur mit schwerem Herzen. Denn so richtig all diese Maßnahmen vom kaufmännischen und volkswirtschaftlichen Standpunkt vielleicht auch sein mögen, so werden sie doch zweifels-

ohne auch all jenes sociale Elend bei uns einschleppen, das wir aus anderen Fabrikstädten her kennen. Und wenn auch Reval selbst bei alledem gewiß gewinnen wird, die Revalenser dagegen dürften nur verlieren, schon durch die allgemein vor auszusehende Verteuerung des Lebens: Culturfortschritt ist eben kein billiges Vergnügen.

Wir Landwirthe aber könnten uns sonst über solch ein Steigen der localen Preise für Lebensmittel und andere landwirtschaftliche Producte ja nur freuen, wenn wir nicht vor der großen Gefahr ständen, nicht mehr über die erforderlichen Arbeitskräfte zu verfügen, um diese Lebensmittel in hergebrachter Weise zu producieren. Wie aber diesem Uebel abzuhelpen? Das ist nicht so leicht, wie manche wohl denken mögen, und all die Vorschläge, die bisher in dieser Richtung in der Presse, sowie auf verschiedenen Versammlungen gemacht worden sind, haben sich meist mit theoretischen Allgemeinplätzen begnügt, ohne der Sache auch von der praktisch wirklich durchführbaren Seite näher zu treten.

Das hat mich nun dazu bewogen, auch in dieser Richtung mal einen Versuch zu machen. Und wenn ich auch weit entfernt bin von der Anmaßung im Nachstehenden das allein seligmachende Universalrecept gefunden zu haben, so hoffe ich dennoch hier manch beachtenswerten Hinweis zu geben, der der Sache, die uns alle so ernstlich angeht, nur nützen kann.

Und darum sei's gewagt!

Bevor wir jedoch überhaupt an eine Um- und Neugestaltung unserer Wirtschaften denken können, müssen wir vor allem den status quo constatieren und da müssen wir denn zu allererst die Thatsache feststellen, daß wir — zu viel Acker besitzen. Jahrzehnte hindurch haben wir danach gestrebt und keine Mühen und Kosten gescheut, möglichst viel Wald und Unland zu Feld zu machen und heute steht die Thatsache fest: wir haben zu viel Acker, d. h. mehr, weit mehr, als wir mit der uns zu Gebote

stehenden Arbeitskraft bewältigen können. Was aber nun anfangen? — Eine Vergrößerung unseres Knechtscontingents ist bereits eine ausprobierte Unmöglichkeit. Bleibt somit nichts anderes übrig, als einen Teil unseres Ackerlandes von der Feldbestellung auszuschließen. Hierzu wählen wir natürlich zunächst die Außenschläge, die erstens weiter ab vom Hof gelegen sind und zweitens wohl auch nicht so recht in Kultur sein werden. Nun würde ich diese auszuschließenden Stücke in 3 Kategorien teilen und dementsprechend behandeln.

1) Die sandig-grandigen müßten zu Wald gemacht werden. Wie viel rentabler das ist, als Körnerbau bei nicht vorhandenen Knechten, das werden Ihnen die Herren Forstleute gewiß ganz genau ausrechnen.

2) Auf den niedriger gelegenen sowie so schon stark grasstreibenden Partien würde ich Klee graswiesen anlegen. Da die meisten Wirtschaften schon jetzt Mangel an nahrhaftem Heu sowie guten Weiden haben, durch den bevorstehenden größeren Consum von Milch, Butter, Fleisch in unseren Nachbarstädten, Reval, Petersburg zc., sowie den sich durch die besseren Preise stets vergrößernden Export von Butter ins Ausland, und den zu erwartenden Zuchtviehverkauf nach Ingermannland und ins Innere des Reichs, eine Vergrößerung unserer Milchviehherden auf der Hand liegt, so würden damit gleichsam zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen.

Die Teile aber, die zu dem einen wie anderen „zu schade“ sind, da der Boden immerhin von der Güte der sog. „Wabandikufelder“ ist, würde ich dazu machen, wozu sie ihre Qualitätsbezeichnung gleichsam praedestiniert. Auf das wie? komme ich an anderer Stelle noch einmal zurück. Nachdem wir nun die schlechtesten Teile unseres Ackers, jeder natürlich seinen speziellen Verhältnissen entsprechend, ausgeschieden haben, müssen wir sehen, ob unsere Arbeitskräfte für den mittelmässigen Boden genügen. Wenn nicht, so

wären auch hier noch weitere Klee graspartien liegen zu lassen. Auch dies wäre unter Umständen nicht ohne Vorteil, denn dann bräuchten wir unsere berühmten „Soo-Heuschläge“ garnicht mehr selbst abzuernsten — mit den Menschenkräfte sparenden Maschinen vermögen wir das ja so wie so nicht — sondern könnten dieselben auf Halbheu oder gegen Kornschchnitt abgeben. Bei den schlechten Heuverhältnissen unserer Bauern, namentlich der kleineren Popsen dürfte es an Abnehmern nie fehlen und solch ein Heuverkauf könnte unserer Wirtschaft nur zuträglich sein. Erstens bekommen unsere Tiere dadurch auch wirkliches Heu und nicht ein gleichnamiges Falsifikat, an Qualität weit minder als jedes beliebige Stroh. Und zweitens erhalten wir selbst für Heueinfuhr, Kartoffelaufnahme oder Erbsenhaserschnitt, wo wir doch nur ausschließlich Menschenkräfte verwenden können und zwar mehr als wir für gewöhnlich brauchen, die dann so notwendigen Hilfskräfte. Wer mir aber hier den Einwurf macht: „Wie können wir bei verringertem Feldareal denn unseren Viehbestand noch vergrößern, wo bekommen wir dann das nötige Sommerstroh her?“ dem kann ich die beruhigende Antwort geben: Unsere Kühe werden eben dann auch ganz gern 14—16 Pfund gutes Kleeheu und 8 Pfd. Stroh, statt wie bisher vielfach 8 Pfd. saures Morastheu und 16 Pfd. Sommerfornstroh fressen. Aber sie werden's nicht bloß gern fressen, sie werden's wohl auch gern bezahlen — durch erhöhten Milchertag.

Aber nicht nur die schlechtesten Teile unseres Feldareals würde ich ausscheiden, sondern auch die allerbesten vorderen Spizen. Hier würde ich aber zweierlei bauen:

Erstens: Futterrunkeln und Rüben. Dies selbst auf Brennereigütern. Denn da unsere Brennperiode nur 200 Tage dauert, die Einstellungszeit dagegen 8 Monate oder 240 Tage, so würde damit ein sehr guter Ersatz für die wegfallende Schlempe diese sonst sehr empfindsamen 40 Tage über geboten.

Zweitens aber: G e m ü s e u n d O b s t. Wie hoch die Rein-Erträge pro Losstelle in diesem Fall sein können, werden diejenigen ganz genau wissen, die in der Nähe der Städte auch einen Absatz dafür haben. Aber auch diejenigen, welche weiter ab von den Städten liegen, könnten sich einen Absatz verschaffen, wenn sie nur wollten. Mit frischem Gemüse wohl kaum. Aber mit Dörrgemüse und Conserven sicher. Oder warum müssen noch immer Waggonladungen voll derartiger Gartenproducte alljährlich aus dem Auslande eingeführt werden, wo wir doch die Millionenstadt Petersburg so ganz in der Nähe haben? Wer sich aber auf Conserven, Früchteeinmachen zc. nicht versteht, könnte sich ja einfach eine Specialistin aus der weiblichen Hochschule „Bonjemone“ kommen lassen. Dörrobst, =Beeren und =Gemüse aber kann jeder herstellen, wenn er sich nur den dazu nötigen Ofen im Preise von 13 resp. 21 Rubel, wenn ich nicht irre — anschafft.

Und thäten sich mehrere Güter zusammen, so wär' es auch keine große Capitalanlage einen Klemptner- oder Papper-gefallen für ein par Sommermonate, wo es in den Städten so wenig zu thun giebt, aufs Land kommen zu lassen und die nötigen Büchsen und Schachteln zur Verpackung gleich an Ort und Stelle anfertigen zu lassen. Ein regelmäßiger und rentabler Absatz müßte sich doch ohne Frage finden lassen. Außer Gemüse könnten wir fraglos auch die so oft einfach zurückgeschickten Waldbeeren, Pilze, Heilkräuter u. s. w. in gleicher Weise verarbeiten. Das Schwierigste, das Sammeln, besorgen ja die kleinen, zu keiner anderen Arbeit noch fähigen Knechts- und Dorfskinder für ein geringes.

Das einzige, was wir vielleicht unverarbeitet wohl besser absetzen könnten, wären Äpfel, diese einzig rentable Baumfrucht, die wir in unseren Norden haben. Freilich müßte dann die jetzt allgemein übliche Spielerei mit hundert verschiedenen Gattungen im großen aufhören und als Landes-Verkaufsartifel nur 3—4 Sorten, die sich als die geeignetsten

bereits bewährt haben, gezüchtet werden. Wir haben auf dem Petersburger Markt ja immer den großen Vorteil vor den Krimischen Äpfeln, daß die Fracht bei uns ja kaum eine Rolle spielt und ehrlich gesagt, sind unsere Äpfel auch bedeutend schmackhafter. In trockenem Torfmüll in sog. Buttertonnen verpackt, halten sich aber auch die Äpfel, wie ich aus eigener Erfahrung versichern kann, vortrefflich und lassen sich in dieser Weise ausgezeichnet versenden.

Wenn sich nun die Güter, sagen wir, eines Kirchspiels zusammenthäten und einen wirklich tüchtigen und sachkundigen Gärtner engagirten, der die übrigen zu überwachen und zu leiten hätte, so brauchten diese „übrigen“ gar keine übermäßig großen Künstler zu sein und würden dementsprechend auch keine sehr hohen Gagen beziehen. Die Sache aber müßte so dennoch besser und billiger gehn, als wenn jedes Gut aus falscher Deconomie sich seinen eigenen Specialpfuscher hielte. Im übrigen könnte man die Gartenmädchen gleichzeitig auch als Milcherinnen verwerten und sie für die Wintermonate ganz in die Viehställe nehmen.

Da ja Jahresleute bekanntlich stets weit billiger sind als Tagelöhner, so ließen sich damit durch glückliche Combination zwei einzeln sehr schwer zu lösende Fragen leicht erledigen? Denn wo sonst für die Masse Vieh genügend Milcherinnen hernehmen? Von der Feldarbeit doch unmöglich. Das gäbe zu große Störungen im Betriebe und die Deputatisten-Weiber den Tag über zu Hause sitzen zu lassen, nur des Milchens wegen, geht noch weniger. Auf obige Weise aber geht's ganz gut. Ebenso wären Gartenmädchen, für den Sommer allein engagiert, sehr teuer, denn was sollen sie den Winter über anfangen? Sie müßten also in den wenigen Sommermonaten sich ihren Jahresunterhalt verdienen. — Jährlich engagirt könnte man aber die gleichen Personen viele Jahre hindurch behalten, was wiederum ein nicht zu unterschätzender Vorteil sein kann. Wo aber diese Garten-

und Viehmädchen überhaupt hernehmen? Nun, in Estland sind unsere Dorfschönen fürs erste noch nicht zu vornehm dazu geworden und dann könnte man ja auch Finninnen und russische Peipusmädchen importieren. Für Geld und gute Worte bekommt man schon! — Selbstverständlich müßten diese feldartigen Gemüseplantagen auch feldmäßig bearbeitet werden, d. h. nicht auf Beeten gezogen werden, sondern aufs feingeeggte Feld müßte die Saat mit dem „Planet“ oder der „New = Model“ = Maschine reihweis eingedrillt werden, die Zwischenräume gleichfalls mit der entsprechenden Maschine gejätet werden und nur die Saatreihen selbst mit der Hand. Die Arbeitersparnis dabei ist enorm und der Erfolg, wie ich aus eigener Erfahrung sagen kann, ein guter. Wie viel Stallung, welche Kunstdüngergattungen und sonstige Maßregeln noch nötig sein werden, muß natürlich dem Specialisten überlassen bleiben, da sonst wohl durch Unkenntnis viel erfolglose Vergeudung stattfinden dürfte.

So sind wir denn von den Außenschlägen allmählich auf dem Hof selbst gelangt und hier möchte ich zunächst beim Vieh verweilen, das ja unsere Haupteinnahmequelle bilden soll.

Da ist natürlich die erste Frage: Friesen oder Angler?

Der Streit, den diese beiden Worte noch immer bei uns zu Lande hervorrufen, läßt sich wohl nicht leicht anders schlichten, als mit den Worten jenes alten Praktikers, der, um seine Meinung in dieser Sache gefragt, antwortete: „Die einen lieben eben rotes Vieh, die andern schwarzbuntes, ich liebe schwarzbuntes.“ — Daß er seine Milch bei Stofberechnung an eine benachbarte Meierei lieferte, verschwieg der Schlauberger natürlich. Und so geht es gar vielen. Alle Brennereibesitzer z. B., welche durch starke Schlempefütterung leicht viel Magermilch producieren können und von ihrem Brack die größeren Friesen, billig aufgemästet, natürlich teurer an den Fleischer verkaufen können, als die weit kleine-

ren Angler, werden in der Regel wohl Friesenliebhaber sein, vorausgesetzt, daß sie ihre Milch nach dem bei uns noch immer üblichen Modus d. h. stofsweise — verkaufen können. Wer aber keine Brennerei besitzt, somit auch nicht über eine billige Mastung verfügt, und wer seine Milch selbst zu verbuttern hat, der liebt eben das — rote Vieh mehr.

Die zweite zeitgemäße Streitfrage heißt jetzt bei unserem Vieh: Tuberculose.

Als einziges Mittel dagegen empfehlen die Herren Veterinäre: „Jährliche Impfung aller Tiere mit nachfolgender Ausmerzung der reagiert habenden Tiere.“ Die meisten Praktiker sträuben sich natürlich gegen solch eine für ihre Casse oft ganz unmögliche Forderung. So wogt denn auch der Streit noch heftig hin und her: an eine Einigung ist gar nicht zu denken.

Mir scheint der Grund dazu vor allem darin zu liegen, daß man sich hier gleichsam wie eine Rake um den heißen Brei dreht und den Kernpunkt dabei aus dem Auge verliert: nämlich die Sache allgemein behandelt, statt speciell für jeden einzelnen Fall. Und wenn es sonst heißt: wenn zwei sich streiten, haben beide unrecht, so möchte ich hier grade das Gegenteil davon behaupten: beide Parteien haben durchaus recht, nur jeder von seinem Standpunkt.

Wenn ich z. B. hochedles Racevieh zum Zuchtverkauf ziehe und 150, 180, 200 und mehr Rubel pro Störke zu erzielen hoffe, so kann es vom rein kaufmännisch praktischen Standpunkt aus wohl rentabel sein, einen Extra-Viehstall für die reagierenden Tiere zu bauen, oder damit der Stall kleiner sein kann, für die nichtreagierenden.

Wenn ich aber nur Milchvieh halte und mir bloß meine eigene Remonte erziehe, die Kälber aber für wenige Rubel an die umliegenden Bauern verkaufe, so ist es doch etwas viel verlangt, wenn ich, nachdem ich etwa eben erst einen schönen großen Stall gebaut habe für 4—6000 Rubel,

dieselbe bedeutende Summe gleich wieder ausgeben soll, nur weil es vielleicht das Gewissen einiger Herren Veterinäre bedrückt, wenn ich es nicht thue. Ob sich dann die Viehzucht als Erwerbsquelle überhaupt noch lohnt? In dem Fall stelle ich mich denn doch lieber auf den Standpunkt, daß ich lieber gar nicht neugierig bin, wie hoch der Prozentsatz der in meinem Stall reagierenden Tiere ist, denn wie viele von ihnen wirklich tuberkulös sind, erfahre ich dabei ja doch nicht. Ich verwende dann die 100—150 Rubel, die ich alljährlich für Tuberkulinimpfungen ausgeben soll, lieber dazu, mir 2—3 augenscheinlich tuberkulose Kühe durch gesunde zu ersetzen und hoffe, daß mich mein Gewissen dann auch noch ganz gut wird schlafen lassen.

Unstreitig ist es ja eine sehr erfreuliche Thatsache, daß unsere Herren Veterinäre ein so fein entwickeltes Gewissen haben und wir müßten es durchaus bedauern, wenn sie uns nicht auch in Zukunft mit ihren tierärztlichen Gewissensbissen bekannt machen würden, aber wir praktischen Landwirte haben eben nicht bloß ein Gewissen, wir haben auch einen — Rechensift. Und letzterer giebt uns feste Zahlen. Unser Gewissen aber ist doch immerhin eine unbekannte Größe. Da müssen wir eben schon sehen, wie wir die gegebenen Zahlen mit diesem unbekannten X in Gleichung bringen.

Anders erscheint mir die Frage der Kälberaufzucht. Da meine ich, ist es wohl die Pflicht jedes gewissenhaften Züchters, hierin energische Maßregeln zu ergreifen, namentlich wenn sie relativ so leicht und billig zu erfüllen sind wie: Separieren der Kälber, Laufgärten auch im Winter, Pasteurisieren der zu verfütternden Milch.

Besondere Kälberställe sind ja meistens schon vorhanden, Laufgärten in der Regel nicht schwer bei den Viehställen anzubringen und die zu verfütternde Milch kann jeder pasteurisieren, wenn er will, die meisten sogar ganz leicht. Wer eine Dampfmeierei hat oder seine Magermilch aus einer solchen

zurück erhält, für den ist es eine Kleinigkeit; auch wer eine Brennerei besitzt, hat dann 200 Tage fast umsonst den erforderlichen Dampf. Wer nun keine Brennerei besitzt und keine Dampfmeierei, hat bei einem größeren Viehbestande doch in der Regel einen sog. „Dampferzeuger“.

Auch für Göpelmeiereien würde sich ein solcher in den meisten Fällen durch die dadurch zu erzielenden besseren Preise bei Export- und Pariserbutter — ich spreche hier aus eigener Erfahrung — mit der Zeit bezahlt machen. Wer aber nur eine kleine Handcentrifuge besitzt, kann ja auch im Grapen, wo er so wie so das nötige Waschwasser aufkochen muß, gleichzeitig dann auch das bißchen Rälbermilch auf die gewünschte Temperatur erhitzen. In jedem Fall kostet das Ganze nur ein paar Faden Brennholz mehr im Jahr und die wird wohl noch ein jeder aufreiben können. Sind aber die Rälber auch in dieser Hinsicht rationell und richtig aufgezogen, sind aus ihnen kräftige, gesunde Tiere geworden, so werden sie in der Regel auch nicht übermäßig leicht für die Tuberkulose empfänglich sein. Darauf nun müßten wir Milchproducenten meiner Ansicht nach, vor allem unser Augenmerk richten, wir müßten es, denn wir können es. Neue Viehställe bauen und dergl. große Capitalanlagen machen, das überlassen wir aber doch lieber denen, die dies können und — müssen.

Durch die infolge der Zeitumstände entstandene Vergrößerung unserer Milchherden wird aber eine Frage, die uns schon jetzt manchmal quält, noch brennender: Die *Verwertung der Magermilch*. — Ob es praktischer sein wird in Zukunft Casein zu fabricieren zum Export oder für die noch zu bauenden Fabriken im Lande, oder ob Magerkäse für die Fabrikarbeiter das Richtige sein wird, oder ob man die Milch lieber unverwandelt oder als Raffgelée oder als Leinwandbrot dem eigenen Milchvieh wieder einsuttert, all diese Fragen können nur beantwortet werden durch die Re-

sultate der noch anzustellenden vergleichenden Versuche. Aber auch hier wird es wohl wiederum heißen: eines schickt sich nicht für alle. Vielleicht bleibt aber auch alles beim alten d. h. die Magermilch wird auch fernerhin zur Schweinemast verwertet. Dies ist gar nicht so unmöglich, denn erstens müßten die Schweinefleischpreise durch den größeren Zuzug von Fabrikarbeitern in die umliegenden Städte wohl steigen — auch für die berühmten Dreitagskälber wird der Absatz wieder größer werden — und dann könnte sich der geplante Engros-Export (90000 Schweine jährlich) mit geeinten Kräften vielleicht doch noch realisieren.

Daß auch für unsere kleineren Mastochsen eine etwas regere locale Nachfrage sein wird, ist ja wohl gleichfalls anzunehmen, von Bedeutung für unsere Landwirtschaft dürfte das aber wohl kaum sein. Dagegen wird, wie ich überzeugt bin, für unseren Hauptabsatzort — Petersburg — eine Aenderung in der Absatzart stattfinden, auf die ich weiterhin noch näher eingehen werde.

Ein Zuchtgebiet, auf das in den allerletzten Jahren viel Hoffnung und noch mehr Geld verwendet worden ist bei uns zu Lande, das ist — die Pferdezuucht. Was ist nicht alles zur Hebung unserer Landespferdezuucht verausgabt worden? Von Seiten der Estl. Ritterschaft sind zu diesem Zweck vor nun 3 Jahren 10000 Rubel bewilligt worden und von Privaten wird wohl eine ähnliche Summe verwendet worden sein, d. h. allein in Estland. Das wären somit ca. 20000 Rubel. Und die Resultate? — „Die wird die Zukunft zeigen!“ — Hoffen wir, daß sie uns wirklich etwas zu zeigen haben wird. Heute aber heißt das zu erstrebende Ideal noch allenthalben: Halbblut, hohes Halbblut für Cavallerieremontepferde! — Wer sich zu diesem Dogma nicht bekennt, ist zum mindesten ein Ignorant in dieser Sache.

Aber selbst auf die Gefahr hin, als solcher angesehen zu werden, möchte ich dennoch meine subjective Meinung

hierin äußern und gleichzeitig auch nicht verschweigen, daß ich sie auch für die objective halte. Glaubt man wirklich, oder da es sich um ein Geschäft handelt, so soll man überhaupt nicht glauben, sondern rechnen und kalkulieren, also — kalkuliert man wirklich richtig, daß die Cavallerieremonteurs, welche bekanntlich die kaum ausgewachsenen Pferde auf Speculation aufkaufen, dieselben bis zum erforderlichen Alter in den Steppen des Südens halten und so allein trotz der von der Krone bekanntlich recht niedrig angesetzten Preise doch noch meist ein Geschäft machen können, zu uns kommen werden, wo der Erzug eines 3jähr. Halbblutpferdes uns selbst schon ca. 200 Rubel kostet, dann die hier aufgekauften Tiere in den Süden transportieren werden, wo die für sie so ungewohnte Haltung kaum sehr förderlich sein dürfte und schließlich nach Jahr und Tag die wenigen Tiere, welche trotzdem sich zu passenden Cavalleriepferden entwickelt haben zu den niedrigen Kronspreisen den Regimentern abgeben werden? Welche Berechnung sollte für die Herren Remonteurs, die doch in erster Linie hier in Betracht kommen, in dieser unserer Kalkulation liegen? Zweitens. Wo entstehen überhaupt bei uns wirkliche Cavalleriepferde? Bei ganz vereinzelt, als wirkliche fachkundige Pferdezüchter bekannten Großgrundbesitzern. Aber die verlangen dann auch ganz andere Preise, als sie von den Remonteuren geboten werden. Sie müssen aber soviel verlangen, denn mit den Preisen für die anwesenden tadellosen Pferde, muß auch das Minus der abwesenden, der eingegangenen oder als Brack für ein geringes verkauften Tiere, gedeckt werden. Und solch ein Minus frisst oft sehr viel Hafer, Hafer aber kostet bekanntlich Geld.

Ja, wird man mir hierauf entgegen, die Pferdezüchtung der Großgrundbesitzer ist ja bei uns zu Lande recht teuer, das Hauptgewicht muß man daher auch auf die bäuerliche Pferdezüchtung legen, da der Bauer durch die frühere Nutzung der Tiere um soviel billiger producieren kann. Und schließ-

lich kann ja auch der Großgrundbesitzer diese Verluste gern verschmerzen, es macht einem doch viel Spaß.

Solch eine Entgegnung — und mehr verlange ich gar nicht — ist nun ein mehrfaches Zu- und Eingeständniß.

Erstens wird damit eingestanden, daß die Pferdezücht der Großgrundbesitzer im Allgemeinen doch nur ein Sport bleibt und als solchem bestreite auch ich ihm natürlich nicht seine Berechtigung. Aber man benenne es dann lieber gleich so und überlasse sich nicht der Selbsttäuschung, es als Geschäft anzusehn.

Zweitens wird damit ganz richtig erkannt, daß der Bauer vor allem bei uns zu Lande mit Erfolg Pferdezüchter sein kann und muß, da er seine Füllen für seine leichte, pausenreiche Arbeit bereits mit 2 Jahren brauchen kann und so sein Erzugsconto durchs Gebrauchsconto stark entlastet wird. Glaubt man aber, daß der Bauer dies auch mit Halbblutpferden vermag?

Zunächst verlangt diese hochgezüchtete Race an sich schon ganz andere Stallungen, Koppeln und Heuqualitäten, als sie der Bauer bei uns meist im Stande ist zu bieten. Wie jemand sich mal drastisch ausdrückte: „Die langen Ohren des Engländer passen gar nicht in die niedrigen Schweineställe unserer Bauern hinein, oder sie müssen hängen. Ein Pferd mit hängenden Ohren aber taugt bekanntlich nicht.“ Es steckt viel Wahrheit in diesem Satz, das ist unleugbar. Ferner aber dürfte sich so ein zweijähriges erblich mit Nervosität belastetes Halbblut wohl auch kaum so ohne weiteres vor eine klappernde Egge spannen lassen oder bei jedem Wind und Wetter stundenlang ruhig vor dem Krüge oder der Kirche stehn.

Ich habe übrigens selbst das Vergnügen gehabt, 5 oder 6 solche offenbar mit englischem Blute veredelte Arbeitspferde in einer mir unterstellten Wirtschaft zu haben. Es waren sonst kräftige, fehlerfreie Tiere. Aber wenn eine dieser „Myladys“ mal wieder so ihren Tag hatte und ihr Fuderschleppen plötzlich nicht

mehr paßte, so war absolut nichts mit dem Tier anzufangen. Ich habe alles nur Erdenkliche versucht, in Güte und Strenge, es half alles nichts: man mußte sie dann mitten auf dem Felde oder auf der Fahrt einfach abspannen und in den Stall bringen. Andere ließen sich manchmal überhaupt nicht anspannen, warfen sich hin, heftig mit den Beinen strampelnd, wobei sie sich dann meist so arg verletzten, daß sie dann viele Wochen ganz im Stall bleiben mußten.

Schließlich half bei allen nur ein Radikalmittel, das hieß: Verkaufen! Wo aber andere Arbeitspferde hernehmen, wenn wir in Zukunft überall nur solche (Raipen wollte ich sagen) züchten wollen? Und dem ist so. Denn nur der Brack, der sich zu anderen Zwecken nicht gut verwenden läßt, muß ja schließlich doch unsere Arbeitsställe füllen. Wie man aber diese nervös geborenen Tiere zum ruhigen Stehen neben der klappernden Dreschmaschine oder vor dem flügelschlagenden Kornmäher wird zwingen können, scheint mir ein ungelöstes Rätsel bleiben zu wollen.

Nehmen wir aber auch die besseren Halbblüter bäuerlichen Ursprungs, wie wir sie auf unseren Ausstellungen schon genügend haben sehen können, um uns ein Urteil darüber bilden zu können, so fallen uns da in der Regel immer dieselben beiden Fehler auf: die Tiere haben nicht genügend Hafer bekommen und sind zu klein. Kaum die Finnländer können sie zu Remoutezwecken brauchen, andere Remonteure aber schon garnicht. Zu Jagd- oder Wirtschaftspferden eignen sie sich aus demselben Grunde ebensowenig, sie sind, wenn auch sonst tadellos, eigentlich nur als „Poole“-Pferde zu gebrauchen. Und solche „Spielpferde“ wollen wir in Zukunft ausschließlich zu züchten suchen? Ich sage hier absichtlich wollen, denn daß wir es nicht werden, scheint mir ganz unzweifelhaft.

Was haben übrigens die fraglos in bester Absicht handelnden Pferdezuchtvereine, trotz relativ nicht unerheblicher

Kosten bisher in der Züchtung unserer bäuerlichen Zucht geleistet? Denn wie mir schon oben zugegeben wurde, kommt bei der Pferdezücht bei uns zu Lande der Kleingrundbesitzer in erster Linie in Betracht. Wie groß ist die Zahl der Füllenscheine, die bäuerlichen Züchtern bisher verabsolgt worden sind? — Ich glaube, das verschweigt man lieber. Mir ist wenigstens mehr als eine Hengststation bekannt, wo die Jahressummation dieser Rubrik nicht allzuweit von 0 liegt. Und sehr charakteristisch ist es, daß gerade in den Gegenden, wo die bäuerliche Pferdezücht am vorgeschrittensten ist, d. h. im Föllinschen und Weißensteinschen, die in der Umgegend stationierten Vollbluthengste so unverhältnißmäßig wenig von den Bauern benutzt werden. Daß aber grade diese Bauern, die intelligenteren, als Züchter bereits erfahrenen dies thun, sollte doch in Zukunft nicht mehr so unbeachtet bleiben. Sie haben eben erkannt, daß für sie, die Kleingrundbesitzer, Halbblut nicht das geeignete Züchtungsprodukt ist, ihr Bestreben ist jetzt vor allem darauf gerichtet, ihre in vieler Hinsicht unübertrefflichen kleinen Klepper den neuen Zeitansprüchen gemäß zu vergrößern. Mit anderen Worten ein ebenso ruhiges, gutgebautes, nicht zu anspruchsvolles Universalgebrauchspferd zu schaffen. Hierzu aber sind vor allem nötig gute, breite, starke, große Mutterstuten, nicht aber verpfuschte Rennpferde.

Daß man aber ein derartiges größeres, als Reit-, Fahr- und Arbeitspferd gleich gut verwendbares Product schaffen kann, haben uns die beiden letzten Augustaustellungen in Jurew (Dorpat) gezeigt. Ich meine hier die aus einem bekannten einheimischen Zucht- und Verkaufstalle stammenden Halbblutroadster. Hier fanden wir genügende Größe ruhiges Temperament, gefälliges, wenn auch nicht immer sehr edles Aeußere, und die Möglichkeit, die Tiere zu allem zu gebrauchen. Als Remontepferde, wie im eleganten Viererzug, als auch zu Wirtschaftsreitpferden eigneten sie sich vortrefflich. Und auch zu Arbeitspferden hatten sie genügend

kaltetes Blut und sind ihrem Aeußern nach auch nicht „zu schade“ dazu. Hat man aber erst ein solches Material zur Verfügung, so ist es ein leichtes, hiervon auch edleres Halbblut zu Zuzuchtzwecken zu züchten.

In dieser Richtung müßten, meiner Meinung nach, unsere Zuchtbestrebungen umschwenken u. zw. je früher, desto besser, denn wenn wir aufrichtig sein wollen: sie drängt sich uns ja geradezu von selbst auf. Ob nun grade Roadsterhengste das allergeeignetste Zuchtmaterial für uns wären, oder ob ein ähnlicher schwerer Schlag noch zweckentsprechender wäre, das zu entscheiden, muß selbstverständlich Autoritäten auf diesem Gebiet überlassen bleiben. Gelingt es aber unseren Kleingrundbesitzern derartige wirkliche Landeszuchtproducte dauernd zu producieren, so wird es an Absatz — jetzt ein höchst heikles Capitel — gewiß nicht mangeln. Auf der letzten Jurjewschen Ausstellung wurde in meiner Gegenwart für eine der dort ausgestellten Halbblut-Roadsterstuten 700 Rubel geboten, aber auch für die Hälfte dieses Preises könnten unsere Bauern gewiß gern ihre besten Erzugsresultate abgeben. Außer den finnischen Remonteuren würden sich gewiß auch Käufer aus Petersburg regelmäßig auf unseren Ausstellungen — diesen Märkten für edlere Pferde — einfinden, wenn sie wüßten, daß sie derartige sich an einen bestimmten Typus haltende Tiere stets finden werden.

Die Hauptabfahorte aber werden für den Bauer doch nach wie vor die Märkte bleiben, auf denen die Käufer in erster Linie Arbeitspferde suchen und hier würden außer den Exporteuren und auswärtigen Commissionären, außer den Großgrundbesitzern, die neue Arbeitspferde brauchen, auch die Fuhrherren der immer zahlreicher werdenden Fabriken und industriellen Unternehmungen eine immer bedeutsamere Rolle spielen.

Und so scheint's mir, daß es auch in Zukunft mit der Pferdezucht bleiben wird, wie es früher gewesen, nur den

neuen Zeitanprüchen angepaßt: der Bauer züchtet das vor allem nötige — Universalgebrauchspferd, der Großgrundbesitzer, wenn er gerade Pferdeliebhaber ist, die Luxus- und Sportpferde engl. Blutes. Speziell für den Großgrundbesitzer wär' es ja scheinbar am vorteilhaftesten, wenn bei der bäuerlichen Pferdezuucht alles beim Alten geblieben wäre, d. h. wenn der Bauer nach wie vor ausschließlich seinen kleinen, in seiner Art ja vortrefflichen, Klepper weiter züchten würde, denn dann hätte man nur wenig Konkurrenz auf den Märkten zu befürchten und billige Arbeitspferde gäbe es wie in früheren Zeiten übergenug. Doch auch für den Großgrundbesitzer taugt der Klepper nicht mehr, denn er braucht jetzt vor allem, und je geringer die verfügbaren Menschenkräfte werden, desto mehr wird er sie noch brauchen: Maschinenpferde. Dazu aber ist der Klepper viel zu klein.

Ja, Maschinen! das ist heute unsere Parole. „Die schwindenden Menschenkräfte seien durch Maschinen zu ersetzen.“ So oder ähnlich lautete ja stets die Quintessenz aller in dieser Richtung gemachten Vorschläge, aber sie alle litten bisher an einem großen Fehler: sie bewegten sich fast ausnahmslos auf theoretischen Allgemeinplätzen. Was für Maschinen es denn sein sollen und welche menschliche Handarbeit sie ersetzen könnten, darauf ist bisher keiner näher eingegangen. Im Nachfolgenden will ich nun versuchen, die Sache mal auch in praktisch durchführbarer Weise zu behandeln.

Beginnen wir mit den Ackergeräten und zwar speziell den Pflügen. Hier könnte durch Einführung von mehrscharigen Wendepflügen an Stelle der jetzt allgemein üblichen einscharigen schon gleich an Menschen- und Pferdekraften gespart werden. Mir schwebt übrigens als Ideal eines Pfluges ein System vor Augen, dem ich in der Praxis bisher noch nicht begegnet bin. Sollte es mir gelingen, diese theoretisch höchst zweckmäßig erscheinende Erfindung so weit auszugestalten,

daß sie sich auch in der Praxis gut bewährt, so werde ich nicht ermangeln, sie im Allgemeininteresse zu veröffentlichen.

Daß wir unsere Ausfaat an Klee, Getreide und Kunstdünger ausschließlich durch die entsprechenden Maschinen bewerkstelligen, ist wohl selbstverständlich. Die Frage wäre nur: welche Maschinen eignen sich hierzu am besten? Ein Concurrency-Gramen gäbe wohl hier die beste Antwort. Daß sich übrigens auch Kleesaat mit der gewöhnlichen Kornsäemaschine sehr gut ausstreuen läßt, scheint vielen noch unbekannt zu sein, denn sonst wüßte ich nicht, warum sie die fraglos weit ungleichmäßigere Handausfaat dieser entschieden schnelleren und billigeren Methode vorziehen.

Weit schwerer dagegen ist die Frage zu lösen: Drill oder breitwürfige Saat?

Die Verfechter der ersteren Methode, die uns stets mit ihren paar Tschetwerik Saatersparnis kommen, vergessen aber sonst gar mancherlei. Erstens, daß die Drillmethode weit mehr Menschen und Pferdekkräfte beansprucht, denn die Eggarbeit, die sonst nach der Saat kommt, muß hier vor derselben geschehn. Eine Verspätung der Ausfaat aber rächt sich bekanntermaßen fast immer, ein nicht genügend fein bearbeitetes Feld dagegen kann nicht bedrillt werden.

Zweitens. Das Anlage-Capital sowie die Tageskosten sind bedeutend größer. Denn da die Drillmaschinen nur sehr wenig pro Tag leisten, muß ich mir statt einer breitwürfigen Maschine von ca. 100 Rubel anschaffen: 2 Drillmaschinen à ca. 250 Rubel + der breitwürfigen Maschine à 100 Rubel (für Haaserfaat etc.), macht somit Anlagecapital: 600 Rubel statt 100 Rubel. Ferner: Tageskosten einer breitwürfigen Säemaschine: 1 Pferd à 80 Kopeten, 2 Mann à 60 Kopeten = 2 Rubel. Tagesleistung bis 14 Vierlofstellen. Somit Unkosten pro Vierlofstelle: ca. 14 Kopeten. Dagegen, die Tageskosten zweier Drillmaschinen: 4 Pferde à 80 Kop. und 4 Mann à 60 Kopeten = 5 Rubel 60 Kopeten. Tagesleistung:

6—7 Vierlofft. pro Maschine. Somit Kosten pro Vierlofft: 40 Kopelen oder 26 K o p e l e n m e h r a l s bei breitwürfger Ausfaat. Hierzu kommt noch, daß die einfachen alten Säemaschinen ohne wesentlichen Reparaturen gut ihre 10 Jahre und mehr abdieneu können, während bei den höchst compli- cierten Drillmaschinen jeden Augenblick etwas passieren kann und sie dann mitten in der heißesten Saatzeit bis auf weiteres dienstuntauglich werden können. Dies alles aber vergessen die Verfechter der Drillmethode sehr gern und führen mit Vorliebe nur 2 Dinge an. Erstens — die Saatersparnis von ein paar Tschetwerik pro Vierlofftstelle und zweitens: daß sie das so und sovielfte Korn mehr aus der Ausfaat erzielen. Beides ist ja ganz schön. Haben die betreffenden Herren aber auch vergleichende Versuche gemacht, ob sie durch die Drillmethode auch pro Vierlofftstelle mehr ernten? Denn sonst müßten die paar T. Saatersparnis pro Vierlofftstelle allein die um 500 Rubel größere Capitalanlage sowie die um 26 Kopelen höheren Tageskosten tragen und da stimmt denn die so beliebte Plusrechnung vielleicht doch nicht so ganz.

Und dennoch giebt es einen Fall, wo die Drillkultur trotz alledem vielleicht doch zu empfehlen wäre, nämlich, wenn sie das Lagern des Kornes wirklich verhindern kann. Die Lösung dieser Frage „wie ver h ü t e n w i r d a s L a g e r n d e s K o r n s?“ gehört aber meiner Ansicht nach überhaupt zu dem Wichtigsten, was uns Landwirte zur Zeit beschäftigt. Denn nur dann können wir die Früchte all unserer Mühe, all unserer Capitalanlagen in Form von Saat, Dünger, Arbeit ernten, nur dann können wir unser Korn auch wirklich mit den so unendlich viel billigeren, weil Menschenkraft sparenden, Maschinen bewältigen, während im anderen Fall bei fehlenden Arbeitskräften das Korn einfach ausriest und all unsere Arbeit, all die verwandten Kosten dann umsonst gewesen sind.

Nach meinen Beobachtungen hat sich vor allem gegen das Lagern des Kornes das Kalken der Felder be-

währt und zwar vorzugsweise auf den stickstoffreichen sog. Geilstellen. Der größere Kalkgehalt des Bodens giebt selbstverständlich auch kalkhaltige, kräftige Pflanzenhalme, die Wind und Regen größeren Widerstand leisten können. So habe ich auch beobachtet, daß dort, wo viel Kunstdünger neben dem stickstoffreichen Stalldünger verwendet worden, das Stroh eine eigenthümlich feste, fast möchte ich sagen untersezt breitschultrige Statur bekommt, während auf sonst noch so fruchtbarem Boden (Gartenboden) die Pflanzen doch immer so etwas in die Höhe Geschossenes, Rückenmarkschwächliches an sich haben. Daß wir aber — allesammt — das in chemischer wie physikalischer Hinsicht so äußerst notwendige Kalken noch immer viel zu wenig betreiben, wird uns ja wohl jeder Chemiker mit Freuden bestätigen. Und warum eigentlich? — Wo doch die Unkosten garnicht so unerschwinglich sind, namentlich, wenn wir den Kalk selbst brennen können in einer Zeit, wo es sonst doch nicht viel in der übrigen Wirtschaft zu thun giebt. Ein zweites Moment, um das Lagern des Korn zu verhindern, scheint mir in der richtigen Wahl der Saatgattung zu liegen. Statt des langstrohigen, biegsamen Probsteierroggens müßten wir es etwa mit dem stämmigeren, weit kurzhalmligeren finnischen Roggen versuchen. Schwerthafer können wir z. B. fast immer mit der Maschine abernten, Landhafer dagegen wohl nie, wenigstens nach meinen Erfahrungen. Bei Gerste müßten wir wiederum eine langhalmligere Gattung zu züchten suchen, damit nicht so viel Köpfe durch die Maschine abgemäht am Boden liegen bleiben.

Beiläufig will ich hier auch gleich dem Einwurfe begegnen: „Wir brauchen aber doch unsere alten Strohvorräte, namentlich bei vermehrtem Viehbestande.“

Das ist nicht der Fall, wo die alten Tiefställe durch die zeitgemäheren Ausmistställe abgelöst werden. Daß aber

bei einer modern intensiven Milchviehwirtschaft nur letztere in Betracht kommen, braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden. Der Unterschied an Strohverbrauch aber ist ein enormer. Ich habe in Tieffällen bis 15, ja 20 Pfund Stroh pro Tag und Kopf geben müssen und die Tiere waren doch beständig naß und schmutzig, während bei einem gut eingerichteten Ausmiststall 2—3 Pfund pro Kopf durchaus genügten.

Doch zurück zu unseren Feldmaschinen. Da wäre jetzt vor allem der Kleemäher zu nennen, der bereits in den meisten Wirtschaften wohl schon vorhanden sein dürfte. Um das Lagern des Klees aber zu vermeiden, muß man vor allem etwas früher mit dem Schnitt beginnen. Dies hätte den weiteren Vorteil, daß das Grob des Klees dann schon zu Johanni aufgereutert wäre und man der alljährlich regelmäßig wiederkehrenden Regenperiode gleich nach Johanni ziemlich ruhig entgegensetzen könnte, während wir bisher meist dann erst mit dem Kleeschnitt beginnen. Der geringe Verlust an Quantität wird gewiß durch die höhere Qualität des Klees reichlich gedeckt werden. Kann aber ein Kleemäher überall benutzt werden, so ist das wiederum eine große Ersparnis an Menschenkräften, denn nicht nur daß diese Maschinen das Mähen selbst besorgen, sie machen ja in der Regel auch das so ungemein zeitraubende Wenden des Heus überflüssig, da Wind und Sonne das bereits gleichmäßig dünn gebreitete Gras genügend durchbringen und trocknen können. Zwei Tigerrechen sorgen dann für weiteres Lüften, Zusammenziehen und Reinharken des Feldes, so daß dem Menschenarm nur noch das Aufreutern übrig bleibt. Da das Wenden und Nachharken durch die Weiber auf solche Weise wegfällt, so kann diese mit den Knechten meist gleich zahlreiche Arbeitskraft gleichfalls zum Aufreutern verwandt werden, wodurch sich unsere Arbeitskraft fast verdoppelt.

Um das Einführen mit möglichst geringem Zeit- und Arbeitsverlust ausführen zu können, bedarf es aber vor allem nahegelegener Scheunen, deren Baukosten sich durch die jährlich dann ausfallenden Verluste an verwittertem und untauglich gewordenen Klee bei Skirben und Rujen, sowie durch den geringeren Verbrauch an Arbeitstagen bald bezahlt machen würden. Meine bisherigen Erfahrungen ergaben folgende Resultate. Die Einfuhrkosten pro Fuder waren bei Scheunen: 16—21 Kop. je nachdem, ob die Scheune noch leer war, oder ob zwischen die Pforten gestapelt werden mußte. Bei Skirben machte es pro Fuder: 26—32 Kop. aus, je nachdem ob der Klee in Rucken, auf Reutern oder auf Papageistöcken zusammengelegt war. Also — ca. 10 Kop. pro Fuder mehr.

Die gesammten Mehrkosten, durch Setzen eines Strohdaches, Verlust an Heu (1—2 Pud pro Zweisp.), Abfuhr in die Heuscheune, stellten sich bei einer Skirde von 45 Fudern auf: 49 Rbl. 95 Kop. Da nun auf dem betreffenden Gut 5 solche Skirben in Ermangelung von Scheunen gestapelt werden mußten, so machte das im Jahr aus: 250 Rbl. Rechnen wir die Amortisationskosten einer entsprechenden Scheune selbst 50 Rbl., so wäre im gegebenen Fall der Bau einer Scheune gleich einem Jahresgewinn von 200 Rbl. Und ähnlich steht's in vielen Wirtschäften.

Daß sich manche Güter noch den Luxus von zu wenig Kleereutern gestatten, kann ich nur als Sport bezeichnen, allerdings aber als höchst merkwürdigen.

Wenn ich hier angeraten habe mit dem Kleeschnitt etwa eine Woche früher, als bisher üblich war, zu beginnen, um das Lagern des Klee's zu vermeiden und denselben noch vor der obligaten Regenperiode gleich nach Johanni soviel als möglich schon auf Reutern zu haben, so werden hier manche sagen: „Das können wir ja garnicht, wir führen dann ja noch Dünger.“

Es muß aber gehn und wird es auch, wenn wir unseren Dünger, dem wir doch so viel zu verdanken haben, in Zukunft nur etwas anders und zwar besser behandeln würden.

Daß die beste Art der Düngerconservierung unstreitig der Tiefstall bleibt mit verschiebbarem Futtertisch und entsprechender Einstreu von Torf, Erde, Gyps u. s. w. neben genügender Menge Hackstroh, ist bekannt.

Da wir aber der besseren Viehpflege wegen schon den Tiefstall aufgeben müssen, so ist es eigentlich unbegreiflich, warum der Dünger dann nicht gleich im Winter, wo wir doch genügend Zeit dazu haben, direct aufs Feld geführt wird, sondern zunächst irgendwo neben den Ställen, Sonne, Wind und Regen preisgegeben, liegen bleibt und dann doch erst vor Johanni aufs Feld geführt wird, wo unsere Tage so kostbar sind.

„Damit er richtig bearbeitet werden kann!“ höre ich antworten. Diese sog. Bearbeitung aber besteht darin, daß Jauche draufgepumpt wird, den Düngerhaufen durchsickernd verschiedene Kanälchen frist, durch die dann der Sauerstoff der Luft eindringt und den bekannten Verbrennungsproceß vornehmen kann, und so den Düngungswert um ein erhebliches verringert.

Freilich jene andere Methode, den Dünger in sog. „Märzhaufen“ auf dem Felde 3 volle Monate liegen zu lassen, ist ebenso bewundernswert. Hier werden aber wenigstens die dabei eintretenden Nutzwertverluste nicht geläugnet, sondern es wird erwidert: „Wir können die weite Düngersfuhr vor Johanni allein per Achse nicht leisten, wir müssen schon die Winterbahn zu Hilfe nehmen.“

Auch hier ist eine Abhilfe ganz gut möglich, wenn wir unsere Düngersfuhr, wie folgt, einrichten. Ein ständiger Düngersfahrer führt den ganzen Herbst und Winter über den täglichen Misttrag direct auf das Brachfeld und zwar nur

wenige, zweckmäßig auf dem Felde verteilte große Haufen bildend. Ein zweiter Knecht hat die Verpflichtung diesen ausgefahrenen Dünger täglich mit Torferde, die extra dazu in Feimen aufgeworfen sein muß, zu bedecken. Im Herbst, wo die Erde noch nicht gefroren ist, kann diese Anfuhr unterbleiben und leisten dann „Grabenränder“ hierbei auch gute Dienste. Dabei werden die Gräben gleichzeitig auch gereinigt, womit man 2 Fliegen mit einer Klappe schlägt. Ein dritter Knecht befährt diese mit Torf= resp. Moorerde durchschichteten und bedeckten Düngerhaufen mit — Jauche. Der Erfolg ist ein großer.

Erstens fällt der weite Fahrweg vor Johanni fort, der Dünger ist dann bloß in nächster Nähe auseinanderzufahren. Seine Qualität ist aber kaum geringer, als der Dünger eines Tiefstalls. Denn dadurch, daß man den angeführten Dünger stets sogleich mit Torf= oder Moorerde bedeckt, wird der sonst flüchtig werdende Stickstoff gebunden und bleibt dem Dünger erhalten. Da er mit der Jauche durchsekt wird, verrottet er auch genügend, andererseits verhindert aber die eingeschichtete Torferde — das Durchsickern der Jauche und das damit verbundene Entstehen von Kanälchen, sowie den durch den Eintritt der Luft erfolgenden Verbrennungsproceß. Schließlich wird durch das täglich wiederholte Befahren des Düngers derselbe auch so fest gestampft, wie es der Dünger zu einer guten Conservierung unbedingt verlangt.

Da ich selbst wohl alle bei uns zu Lande üblichen Düngerconservierungsmethoden, auch die hier nicht erwähnten, aus eigener Erfahrung kennen gelernt habe, so glaubte ich diese wie mir scheint praktischste, aber noch wenig angewandte Methode vor allem für die Zukunft empfehlen zu müssen. Denn sie ist nicht nur an sich vortheilhaft und gut, sondern gewährt uns auch die Möglichkeit unseren Klee billig mit Maschinen abzuernten.

Wie für den Klee, giebt es ja auch für's Getreide besondere Mäher — und gelingt's uns nur das jetzt noch so häufige Lagerforn zu vermeiden, so wäre wiederum eine große Ersparniß an Menschenkraft gemacht, denn außer Erbsen- und Pelusken, könnten wir dann sämtliche Korn- gattungen mit Maschinen schneiden, was beiläufig auch weit schneller geht, als mit Menschenkraft allein. Ein Kornmäher kann bei zwei Paar Wechselferden und 3 Mann täglich bis 8 Vierlofstellen Roggenschnitt bewältigen. Ob sich auch das Garbenbinden durch die entsprechenden Maschinen besorgt, als rentabel bewährt (Preis der betr. Maschinen ca. 1000 Mark), ist mir leider nicht bekannt, doch habe ich mir sagen lassen, daß durch das besonders feste Garn, das dazu erforderlich ist, die Betriebskosten sich noch sehr hoch stellen sollen.

Wenn wir nun unseren Roggen sowie einen Teil unseres Sommerkorns direct auf dem Felde dreschen, oder was vielleicht noch praktischer ist, direct vom Felde zu der in der Dreschscheune stehenden Maschine führen könnten, dann brauchen wir uns auch durch die Regentage nicht weiter im Drusch stören zu lassen, so ließe sich durch das Fortfallen des Ein- und späteren Abstapelns wiederum nicht unbedeutend an Menschenkraft sparen.

Ob wir an unsere Dreschmaschine in Zukunft einen Strohelevator, eine Strohpresse oder einen Garbenbinder anbringen werden, dürften wohl erst die positiven oder negativen Erfolge unserer Nachbarn bestimmen, wir selbst aber dürften mit diesen Maschinen wohl noch warten. Mir wenigstens scheinen diese Maschinen wohl recht entbehrlich zu sein, da wir unser Sommerkornstroh so wie so nicht zu binden pflegen und meiner Ansicht nach, es auch bei Roggen- wirrstroh durchaus überflüssig ist, denn auch ungebunden läßt es sich ganz gut auf die Viehstallböden heben, wie ich aus Erfahrung bestätigen kann. Man erspart aber, abgesehen vom Wiederausschneiden der Strohbinden, pro Drusch-

tag mindestens 6 Weibertage; à 40 Kop. gerechnet, macht das doch 2 Rbl. 40 Kop. pro Tag aus.

Das Langstroh aber zum Winter nicht in Feimen auf dem Felde liegen zu lassen, namentlich, da man in Zukunft schon relativ so wie so weit weniger Unterstreu haben wird, sondern es womöglich gleich auf die Stallböden zu bringen, scheint mir von größter Wichtigkeit zu sein. Denn dann fallen erstens Extrascheunen weg fürs Langstroh, wie sie an manchen Orten vorhanden, zweitens die doppelte Fuhr und das Stapeln in der Scheune und drittens kommt das Stroh dann auch wirklich trocken unter die Tiere, was sonst an Stümtagen bei Anfuhr aus der Scheune doch unmöglich ist. Daß aber beim Feimenstroh selbstverständlich ein immenser Verlust an Material stattfindet und daß die Tiere dann doch stets naß liegen, sich also ungern niederlegen und infolge dessen der Milch- resp. Masteffekt stark beeinträchtigt wird, braucht wohl kaum erst gesagt zu werden.

Eine weitere Ersparnis an Menschenkräften könnte meiner Ansicht nach in Zukunft auch erzielt werden durch den Anbau der Darre direkt an die Kleeete.

„Puh!“ rufen da viele und schreien schon beim bloßen Gedanken daran „Feuer!“

Ich glaube, es ließe sich doch so einrichten — ohne nennenswerte Feuergefahr. Freilich müßten unsere Darren ein wenig geändert werden. Zunächst aber eine Frage: „Wo und wie fangen unsere Darren am häufigsten an zu brennen?“

Antwort: „Auf ihrem Pergelbach oder im hölzernen mit Blech nicht beschlagenen Dampfzuge, wenn der hindurchführende eisenblecherne Rauchzug durchgerostet ist und Funken durch seine Wandungen durchsprüht.“

Ja, läßt sich denn das wirklich nicht ändern? Könnten unsere Darren in Zukunft nicht so gut wie feuersicher gebaut werden? Versuchen wir es!

Erstens: Weg mit den Pergeldächern und ähnlichem leicht feuerfangendem Deckmaterial und an ihre Stelle — nicht brennbare Asphaltpappe. Zweitens: Weg mit dem so leicht entzündbarem Holzmantel des Dampfabzuges!

Läßt sich hier nicht vielleicht weit vorteilhafter ein dreizügiger Ziegelschornstein anwenden, wie ich ihn mir hier denke? In der Mitte der Dampfabzug und zu beiden Seiten je ein Rauchfang. Die meisten Darren haben ja sowie so bereits zwei Feuerungen. Auf diese Weise müßte der Dampf noch wärmer erhalten werden durch die ihn umgebenden heißen Rauchzüge, als früher, wo nur durch die Mitte des breiten Dampfeschornsteins ein relativ dünnes Rauchrohr hindurch ging, während die durch Berührung mit der Außenluft stets erkaltenden Dampfeschachtwände die äußere Peripherie des Dampfaufstiegs notwendigerweise condensieren und dann längs den Wänden wieder herabträufeln ließen.

Sollte ein Ziegelstein auf hoher Kante für die Zwischenwände als Wärmeleiter ungenügend sein, so ließen sich ja dieselben durch in die Außenwände eingefügte starke Eisenblechplatten ersetzen, nur wäre darauf zu achten, daß der Gesamtschornstein mit einer Schutzmütze, gleichfalls aus Blech natürlich, oben versehen wird, da der einfallende Schnee und Regen das Blech sonst schnell zum Rosten bringen würde. Ich habe es erlebt bei einer neuerbauten Darre, wo dies versäumt worden war, daß bereits nach 4 Jahren nicht nur der vertikale eisenblecherne Rauchschornstein, sondern auch die horizontal liegenden Feuerzüge vollständig vom Rost durchgefressen waren und durch neue ersetzt werden mußten. Die einzige erklärliche Ursache hierzu aber schien mir in diesem Fall, daß eben der Regen durch den oben vollkommen offenen Blechschornstein — der Dampfzug hatte eine Mütze — hineindrang, bis in die unteren mit ihm zusammenhängenden Feuerzüge, und so dies für den Besitzer so betrübende Resultat in kurzer Zeit bewirkte.

Ob außerdem noch ein sog. Funkenfänger anzubringen ist, ob die Höhe eines derartigen Schornsteins zu vergrößern, ob sich noch andere praktischen Neuerungen anbringen ließen, z. B. Schutzbleche über den Feuerzügen, um das durch das Dratgeflecht fallende Feinkorn aufzufangen und dadurch ein Verbrennen desselben zu verhindern, oder ob die Anlage der Blechfeuerzüge so zu ändern wäre, daß sie zunächst längst den Außenwänden geführt werden und dann erst nach der Mitte zu, um die durch die Mauern einströmende kalte Luft zu paralisieren und so ein gleichmäßigeres Darren zu bewirken, als dies jetzt meist der Fall ist, wo die Züge in umgekehrter Weise geführt sind und so das Korn in der Mitte längst fertig gedarrt ist, während es an den Rändern noch vollkommen feucht erscheint — alles das sind Fragen, die nur ein Spezialist entscheiden kann. Was speziell die Aenderung in der Führung der Feuerzüge anbetrifft, erscheint sie ja theoretisch durchaus besser zu sein, ob sich aber der Gewinn eines gleichmäßigeren und schneller gedarrten Kornes mit dem Verlust der dem voraussichtlich etwas größer werdenden Heizmaterials deckt, oder ob trotz der besseren Theorie auch diesmal die Praxis wieder das Gegenteil davon verlangt, könnten wohl wiederum nur vergleichende Versuche lehren.

Die zukünftige Darren-Kleete denke ich mir aber folgendermaßen, sagen wir hier von links nach rechts gehend. Zuerst kommt der Heizraum, genügend groß, um auch das erforderliche Heizmaterial trocken aufbewahren zu können. Dann der eigentliche Darrraum. Hierauf ein dreietagiger Speicherraum, und endlich daranstoßend die Kornkleete selbst. Das vom Drusch angeführte Korn wird zunächst auf den obersten Boden dieses Speichers vermittlels eines Pferdes aufgezogen, dort vom Darrer empfangen und ausgebreitet, um nach Bedarf durch eisenblechbeschlagene Luken auf das Dratgeflecht geschafft zu werden. Besser sind meiner Ansicht

nach aber Plattenfiebe, da sie sich nicht verbiegen können und dann das kleinere Korn durchfallen lassen. Auch mögen ja sog. Doppelbarren, übereinander liegend, manches für sich haben, da dabei die warme Luft etwa anderthalbmal ausgenutzt wird und so an Heizmaterial eine Ersparnis stattfindet, mir scheinen sie sich jedoch mehr für Darrmalz, als grade für Getreide zu eignen. Ist das Korn fertig gedarrt, so wird es wiederum durch die gleichfalls mit Eisenblech beschlagenen unteren Luken auf die mit den Darrblechen gleich hoch gelegene Etage des Schütthodens befördert, wo es wiederum lagern kann, bis man Zeit hat zum Windigen oder Centrifugieren. Die Maschinen dazu aber stehen im untersten Stockwerk, so daß das Getreide, sobald eine Klappe geöffnet wird, durch eigene Schwere in die betr. Maschinen fällt, durch ein herabhängendes Holzrohr wohin nötig geleitet.

Welch ungeheure Ersparnisse an Zeit und Menschenkräften durch eine derartig gebaute Darre erzielt werden können, dürfte jedem einleuchtend sein. An diesen dreietagigen Schütthoden, der, da der oberste davon bereits auf dem Dachboden sich befindet, garnicht höher zu sein braucht, als unsere gewöhnlichen Darren, stößt nun die eigentliche Kornkleete an, verbunden mit dem untersten Schütthoden durch eine Thür in der Mitte.

Sehr praktisch scheint mir es auch zu sein, wenn wir in den Mittelgang der Kleete ein kleines Schienengeleise anbrächten und ein gleiches, aber leicht abnehmbares, Geleise auch bei Bedarf auf den untersten Schütthoden hinlegten. Wir könnten dann statt des so zeitraubenden Einmessens zuerst in das Hohlmaß und darauf in die Säcke lieber gleich 6 mit Handgriffen versehene $\frac{1}{2}$ Tschetwert große Kasten auf einer niedrigen Räder-Plattform stehend füllen, sie bis zur entsprechenden Salve fahren und dann einzeln bequem ausschütten.

So ließe sich auch hier wiederum eine nicht unbedeutende Ersparnis machen an menschlicher Arbeitskraft und Zeit.

Wenn ich dies Thema selbstredend hier noch lange nicht erschöpft habe, so glaube ich doch wenigstens die Hauptmomente gezeigt zu haben, wo und wie wir Menschenkraft durch Maschinenkraft ersetzen können und zwar nicht bloß in theoretischen Allgemeinplätzen, sondern auch in praktisch wirklich durchführbarer Weise.

Aber überall können wir die Maschine doch nicht verwenden, wir werden auch in Zukunft die Menschenkraft gar vielfach noch nötig haben, und sei's auch nur als Handlanger der Maschinen. Dabei müssen wir eben trotzdem doch gar sehr darauf bedacht sein, uns unsere Menschenkraft — unsere Knechte — nach Möglichkeit zu erhalten und gemeinsam gar ernstlich erwägen, wie dies am besten geschehn kann.

Da ist nun gar mancherlei schon vorgeschlagen worden.

Der eine behauptet, das einzig Richtige wäre, das Korndeputat in Geld umzuwandeln, der andere, wir müßten die Weiber mehr als 120 Arbeitstage im Jahre leisten lassen. Ein dritter kommt mit dem Vorschlag, Garfküchen und Kinderbewahranstalten einzurichten, damit die Weiber mehr als bisher zur Arbeit frei wären, u. f. f.

Mir scheint mehr guter Wille, als praktischer Wert in all diesen Vorschlägen zu liegen; der Punkt, an dem wir unsere Esten vielleicht noch am ehesten an unsere Scholle fest ankeren könnten, allen Lockungen der Fabriken zum Trotz, liegt ganz wo anders. Unser von Natur schwerfälliger, starr am Alten festhaltender Este wurzelt ja mit allen Fasern seines Inneren vor allem an dem ihm liebgewordenen eigenen Heim.

Aber nicht die hygienisch = zeitgemäßen, mit gewissem Comfort gebauten, aber etwas an Mietkasernen erinnernden gemeinsamen neumodischen Knechtshäuser sind sein Ideal, sondern so ein eigenes kleines „Saun“, in dem er allein für sich mit seinen Kindern, Schweinen, Hühnern und all dem ihm so liebgewordenen Rauch und Schmutz hausen kann.

Und für dieses Ideal lebt und strebt so ein Knecht Dreiviertel seines Lebens, und plagt sich im Schweiß seines Angesichts Jahr aus, Jahr ein, erträgt Jahrzehnte lang gern die größten Entbehrungen, um schließlich, wenn er die nötige Summe zusammengespart, die lustige gute Stube im Knechts- hause mit seinem eigenen meist recht elenden Saun zu ver- tauschen. Er hat sein Ideal dann erreicht: er ist nun in der That Herr in seinem Hause. Das ist vor allen Dingen der Punkt, wo wir unsere Anker einsetzen müssen und hierin liegt das einzige Mittel, womit wir unsere Knechte wirklich an unsere Scholle fesseln können: geben wir ihnen die Mög- lichkeit dieses Ideal, nach dem er strebt, bei uns schneller zu erreichen, als wenn er in die Stadt, in die Fabrik zieht, so ist nicht recht einzusehn, warum er uns verlassen sollte. Denn unser einfacher Landarbeiter zieht wohl in der Regel nicht aus dem Grunde zur Stadt, weil's dort lustiger oder bequemer zu leben ist, er zieht aus, um schneller zu erwerben, um rascher die Summe zusammenzubekommen, die zur Ver- wirklichung seines Ideals nötig ist. Wenn er dann später immer mehr in den Strudel des Kulturluxus hineingezogen wird, seinem Ideal untreu werdend, wenn er dann später überhaupt ein ganz anderer Mensch wird, so hat das mit seinen Auszugsmotiven nichts zu thun. Früher suchte er die möglichst schnelle Verwirklichung seines Ideals in Suchum, jetzt in den Fabriken.

Und was ihnen die Fabriken nicht geben können, wir können es und wir dürften gezwungen sein, mit der Inan- griffnahme nicht zu zögern, denn sind unsere Knechte erst einmal abgezogen und in den Strudel des modernen Fabrik- lebens hineingeraten, dann ist wenig Hoffnung vorhanden, sie jemals wieder zu bekommen.

Wenn sich aber unsere Knechte sagen müssen, hier auf dem Gut finde ich das, wonach ich strebe, wonach gar mancher früher sein ganzes Leben lang umsonst gestrebt, hier kann

ich in altgewohnter Weise ruhig weiter leben, und auch das Weib fühlt sich wohl, mitten unter ihren geliebten Tieren und Kindern, dann, ja dann werden die meisten unserer verheirateten Knechte wohl mit Freuden allen Lockungen einer ungewissen, ungewohnten Zukunft als Fabrikarbeiter widerstehn. Daher glaube ich, obgleich ich im Prinzip entschiedener Gegner jeder Popsenwirtschaft bin, müßten wir unseren Knechten vor allem die Möglichkeit einer baldigen selbständigen Ansiedlung vor Augen halten und zwar denke ich mir die Sache so.

Die von uns, wie eingangs vorgeschlagen, ausgeschiedenen Außenschläge und minderwertigen Ackerpartieen würden geteilt werden und wer von unseren guten Knechten eine Parzelle haben will, mag sie erhalten. Das nötige Baumaterial müßten wir ihm für sein Saunchen nebst Klee- und Viehstall in der Regel ja wohl auch geben, bauen müßte er es natürlich selbst lassen.

So hätten wir unsere guten Knechte sicher an unsere Scholle gefesselt. Gegen unsere bisherigen Landknechte wird aber gewöhnlich zweierlei mit Recht angeführt: erstens sei es ein ziemliches Tafelzeug, und zweitens leisten sie nicht genügend Tage im Sommer oder kämen nur dann zur Hofarbeit, wenn wir sie nicht brauchen können.

Ich habe das zweifelhafte Glück gehabt, wohl alle hier zu Lande üblichen Landknechtverhältnisse aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Da waren Dreitägiger und Eintägiger, solche, die bloß 6 Heutage im Sommer zu leisten hatten und andere wieder, die zu 100 und mehr Tagen im Jahr verpflichtet waren. In einem glichen sie sich aber alle: sie kamen nicht heraus, wenn man sie brauchte und blieben mit Vorliebe Tage schuldig. Dennoch ist es mir in einer Wirtschaft gelungen, dieses Mißverhältnis schließlich doch zu beseitigen und die erste Lehre, die ich daraus gezogen habe, war, daß die Hauptschuld an den obengenannten, so ganz

allgemein verbreiteten beiden Uebeln wir eigentlich — uns selbst zuzuschreiben haben.

Da geben wir jetzt dem ersten besten hergelaufenen Lustreiter eine unserer Landstellen und wundern uns nachträglich, daß an diesen Leuten meist nicht viel dran ist und daß sie häufig aus Böswilligkeit ihre Tage nicht leisten, wenn wir sie brauchen. Aber die meisten können es überhaupt garnicht. Da hat so ein Kerl sein klein bißchen Acker, von dem er mitsammt seiner Familie leben muß, die dem Hof zu leistenden Tage schließen einen Nebenerwerb meist aus. Soll er nun sein eigenes Heu verderben lassen, soll er sein eigenes Korn ausrieseln lassen und unterdessen für den Hof Tage leisten, für die er ja keinen Heller mehr zu erwarten hat? — Natürlich kommt er dann nicht, da ihn ja auch garnichts wirklich dazu zwingt, seine Tage gerade dann zu leisten, wenn das Wetter gut ist. Ich glaube, wir selbst handelten genau ebenso, wenn wir an Stelle unserer Lustreiter wären. Unsere Lustreiterstellen sind in ihrer derzeitigen Größe einfach zu klein oder zu groß. Die Inhaber derselben können eben nicht leben, wenn sie ihren kontraktlichen Verpflichtungen nach unseren Wünschen und Bedürfnissen nachkommen und wenn sie dies auch könnten, so sind sie zu wenig abhängig vom Hof, als daß wir sie dazu zwingen könnten. Dies scheinen mir zwei sehr beachtenswerte Momente zu sein.

Wie ich bereits oben erwähnte, gelang es mir in einer Wirtschaft, die Ansiedler soweit zu bekommen, daß sie dann zur Arbeit herauskamen, wenn ich sie brauchte. Es waren das aber fast durchweg größere Stellen, wo der Wirt sich einen Knecht halten konnte und diesen dann zur Hofarbeit schickte, wenn es verlangt wurde, selbst aber noch immer die notwendigsten und unaufschiebbaren Arbeiten in der eigenen Wirtschaft verrichten konnte. Nur Inhaber von solchen Landstellen können wirklich ihren Verpflichtungen nachkommen.

Und im gegebenen Fall thaten sie es auch, denn sie hatten gar bald eingesehen, daß es für sie selbst vorteilhafter war, ihre Tage meinen Wünschen entsprechend zu leisten, da sie sonst ohne Heizmaterial, Wohnungsremonten zc. blieben. Denn „wie Du mir, so ich Dir“, war meine erbarmungslos gehandhabte aber durchaus erfolgreiche Methode. Alles Tafelzeug unter diesen Ansiedlern aber wurde trotz Bestechungsversuchen und anderen Kniffen ihrerseits, wenn nicht anders, so auf gerichtlichem Wege entfernt und die leer gewordenen Stellen mit altgewordenen erprobten Knechten, sowie anderen als ordentlich bekannten Leuten besetzt.

Dies ist meiner Ansicht die einzige Art zu zuverlässigen Landknechten zu kommen.

Daher glaube ich entschieden, daß der Fall in ernste Erwägung zu ziehen ist, ob es nicht durchaus an der Zeit wäre, unsere sog. Dreitägiger-Stellen ganz abzuschaffen und ob es nicht praktischer wäre, das Land von 3 oder 4 solchen Stellen zu einer zusammenzuziehen und den Inhabern der scheinbar so geschädigten nur etwas Gartenland übrig zu lassen, das aber zum Leben nötige Deputat und baare Geld ihnen vom Hof aus zu geben, für geleistete Arbeitstage, doch ja nicht à conto noch zu leistenden. Damit würden wir die ersteren endlich auch existenzfähig machen, den anderen aber gleichfalls die volle Möglichkeit geben, ihren Lebensunterhalt sich zu verdienen. Kommen diese Leute aber nicht zur Arbeit, so haben wir es dann ja durchaus in der Hand, sie indirect dazu zu veranlassen.

Doch würde diese Umgestaltung wohl nur dort die richtige sein, wo die Ansiedlerstellen sehr weit vom Hof gelegen sind und dann würde ich diese ackerlosen Landstelleninsassen nur solange dort halten, wie die alten Wohnungen noch stehn, mit der Zeit letztere aber ganz eingehn lassen.

Anders liegt die Sache, wenn sie in oder an unsere Hofsfelder grenzen. Dann brauchten wir ja unseren guten

bewährten Knechten nicht Extra-Wohnhänser aufzubauen, sondern könnten sie hier etablieren. Haben wir nun unseren besten Knechten ein eigenes Heim besorgt und den übrigen ein solches auch mit der Zeit in Aussicht gestellt, falls sie sich bewähren, so müssen wir ihnen unbedingt auch Land zuteilen, damit sie ein noch größeres Interesse für ihre Scholle gewinnen und zwar Land, das sie mit dem Dünger der eigenen Tiere (Kuh und Schafe) bedüngen können, nach eigenem Belieben besäen und bestellen können und von dem der Ertrag an Stroh und Korn ihr Eigentum ist.

Aber das alles darf höchstens ein par Vierlofstellen umfassen, die sie mit Hofspferden bearbeiten müssen, denn sonst geht die alte Dreitägiger - Wirtschaft wieder los. Auf diese Weise aber kann so ein Knecht ruhig seine 5—6 Tage in der Woche auf dem Hof leisten und kann nur zu Hause arbeiten, wenn der Hof ihm Erlaubnis und Pferd dazu giebt. Er hat aber doch sein sehnlichst erstrebtes eigenes Landstück, das etwa so groß sein müßte, daß ein mittlerer Ertrag davon dem Deputat gleichkommt, das ein Knecht sonst vom Hof bekommt und zu seinem Unterhalt braucht. Die Geldgage würde sich auf diese Weise natürlich auch etwas ändern.

Da jeder Knecht selbstredend keine eigene Riege haben kann und nur die wenigsten, jeder für sich, in irgend einem Gefinde sein Korn wird abdressen können, so dürfte in den meisten Fällen wohl folgender Modus dabei einzuschlagen sein. An bestimmten Tagen giebt der Hof seine Dreschmaschine — incl. Maschinisten, Heizer und Vorspeiser natürlich — die Knechte aber müßten ihr Getreide selbst anführen. Jeder erhält sein eigenes Stroh wieder apart zurück, das Korn aber wird nachdem es auf der Hofsdarre gemeinsam gedarrt worden in gleiche Teile unter alle Knechte verteilt. Ich sage hier „alle“ Knechte, denn meiner Ansicht müßten auch diejenigen Knechte, welche noch kein eigenes Heim haben, sondern noch gleichsam ihre Prüfungszeit im gemeinsamen

Knechtshause durchmachen, unbedingt ein gleichgroßes Stück Ackerland zur eigenen Nuznießung haben. Dieses Landstück müßte dann etwa in 4 gleichgroße Teile abgemessen werden zu: Brache, Roggen, Kartoffel und Gerste.

Auch seinen besonderen nicht vertauschbaren Heuschlag müßte jeder einzelne Knecht natürlich bekommen. Das alles fesselt die Leute ungemein an die Scholle und macht sie ihnen lieb und wert. Die Hauptsache aber bleibt, daß jeder der sonst überall nur stillschweigend zu gehorchen habenden Knechte hier wenigstens, auf diesem kleinen Fleckchen Erde sich frei, nach eigenem Willen und Belieben, bethätigen kann. Trägt man aber diesem in jeder Knechtsseele wohnendem Wunsch Rechnung, stellt man ihm mit der Zeit wenigstens ein eigenes Heim, in dem er thun und lassen kann, was ihm beliebt, sicher in Aussicht, giebt man ihm jetzt schon die Gelegenheit, wenigstens auf einem kleinen Fleckchen Erde frei als sein eigener Herr für sich selbst schaffen und walten zu können, dann, ja dann glaube ich, nach meinen bisherigen Beobachtungen, werden wir die allermeisten unserer verheirateten Knechte ruhig weiter behalten.

Vorausgesetzt natürlich, daß wir es verstanden haben, uns auch mit ihren Weibern gut zu stellen. Darauf aber wird häufig viel zu wenig Gewicht gelegt. Auch mir ist's mal so gegangen. Führten da auf einem Nebengut die Knechte, ruhige, ordentliche Leute, meiner Meinung nach, das denkbar bequemste Leben ihres Standes. Zu Georgi kündigten alle und gingen weg. Nach Narva, hieß es. Grund? — Ich hatte die Weiber veranlaßt zu milchen — abwechselnd natürlich — und als sie einmal revoltierten und mich zur Lohnerhöhung zwingen wollten, mußten sie schließlich einsehn, daß ich doch Obermann blieb und so milchten sie in alter Weise weiter. Aber der Groll blieb und zu Georgi mußten die Männer ihre für Knechte selten guten sicheren Stellen aufgeben und einer schweren, unsicheren Zukunft entgegen gehn.

Wenn ich glaube, daß in dem hier Dargelegten die wichtigsten Momente enthalten sind, wodurch wir unsere Knechte halten können, so ist damit aber nur das Princip „unseren Knechten die Scholle lieb zu machen“ angegeben, der Mittel aber giebt es noch gar viele.

Erstens müßten wir vom Hof aus bei unseren Knechtshäusern Personen anstellen, die im Sommer die kleinen Kinder beaufsichtigen, und für sie sorgen würden, damit die Mütter dann ruhig zur Hofarbeit kommen könnten.

Zweitens müßten wir stets über die im Knechtshause herrschenden Krankheiten unterrichtet sein und da mit Rath und That jederzeit zur Hand sein.

Drittens müßten wir denjenigen Knechten, die ihre Wohnungen während der Mittagspause nicht erreichen können, im Winter und an kalten Tagen wenigstens eine warme Suppe verabreichen lassen.

Viertens müßten wir unsere Knechte gegen Unfall und Feuer versichern. Und fünftens die Altersversorgungs- und Krankenfrage zu lösen suchen.

Und sechstens und letztens müßten wir uns überhaupt persönlich etwas mehr um das Wohl und Wehe unserer Knechte kümmern, als es jetzt vielfach der Fall ist.

Und wenn wir das alles thun werden und unsere Knechte erst einsehen gelernt haben, wie viel besser sie es bei uns dann im Grunde haben, als wenn sie sich in die ungewisse Zukunft eines Fabrikarbeiters stürzen, dann, ja dann, glaube ich, werden wir noch immer genug Arbeitskräfte haben, so weit wir sie bei der umgestalteten Wirtschaftsweise brauchen.

Nur guter Wille ist vor allem dazu nötig und Einigkeit im guten Willen. Darin aber liegt das große Geheimniß der Zukunft, daß wir Landwirte in vereinter Einigkeit den Kampf mit Industrie und Großhandel aufnehmen müssen, denn solange jeder einzeln für sich kämpft,

bleibt er trotz aller Klugheit und Erfahrung ja doch immer nur ein kleiner Mann, der obigen beiden Großmächten nicht standhalten kann.

Wenn wir uns aber endlich dazu entschließen könnten, uns allesammt zu einer geordneten Vereinigung zusammenzuschließen, so wären auch wir Landwirte mit einem Schlage — eine Großmacht, mit der dann Großhandel und Industrie doch sehr zu rechnen hätten. Wie segensreich aber eine derartige Institution sein könnte, haben wir ja mit unserem Spritverein längst schon in der Praxis erfahren. Wie ich mir nun diese Zukunftsvereinigung — Genossenschaft heißt ja wohl der Terminus technicus — denke?

Die Großgrundbesitzer, sagen wir zunächst ganz Ostlands, produzieren jährlich so und so viel Pud Roggen, Gerste und Hafer für den Engrosverkauf. — Genaue Daten stehen mir eben nicht zu Gebote. Jeder einzelne giebt nun seine Produkte fast ausnahmslos dem in der Nähe wohnenden Lokalhändler ab, dieser verkauft sie weiter an ein Exporthaus und letzteres, nachdem sie oft Monate lang gelagert, bis bessere Preise kamen, versandte sie dann endlich per Schiff ins Ausland.

So geht unser Getreide in der Regel durch so und so viel Hände und Speicher, bis es zum Export verladen wird. Aber je mehr Hände desto mehr Taschen und desto größere Abzüge vom faktischen Exportpreise, natürlich auf Kosten des Produzenten. — Wenn wir Landwirte nun ein mit dem Exporthandel vertrautes Centralbureau in Reval hätten, das direkt mit dem Auslande verhandelt und dem wir im Herbst aufzugeben hätten, so und so viel Pud Roggen zc. von so und so viel Pfd. holl. Gewicht hätten wir abzugeben, so könnten wir, die Produzenten, den Verdienst + den Unkosten aller Zwischenhändler ruhig einstreichen.

Die Unterhaltungskosten unseres Centralbureau — Nordlivland würde sich gewiß auch bereitwilligst anschließen — könnten aber auch nicht allwelt viel ausmachen, da namentlich die großen Speicher, welche die Händler zu Speculationszwecken brauchen, wegsallen würden.

In unserem Fall müßte das Korn — bis auf kleine Reservevorräthe in Reval selbst — solange in unseren Kleeten liegen bleiben, bis wir die Ordre erhalten, an bestimmten Terminen dasselbe zu verladen, wo es dann per Bahn direct in den Hasen zu den bereit liegenden Schiffen befördert wird. Die Abrechnung, in Anzahlung und Schlußauszahlung geteilt, wie jetzt auch bei unserem Spiritus, wäre natürlich für alle Teilnehmer dieselbe d. h. für die gleiche Qualität erhalten alle den gleichen Preis, ohne Rücksicht darauf, ob das Bureau in dem einen Fall einen größeren Gewinn gehabt hat, als im anderen. Wer die Bahntransportkosten zu tragen hat, ob der Verein oder der Absender, darüber müßte natürlich eine Generalversammlung entscheiden. Die Qualitätsklasse müßte natürlich sofort nach Empfang der Ware den Producenten mitgeteilt werden, was ja höchstens bei Malzgerste einige Meinungsverschiedenheit hervorrufen könnte, da hier nicht bloß das Gewicht, sondern auch Keimfähigkeit, Stärkegehalt u. s. w. eine Rolle spielen.

Ein heißer Punkt muß hier aber noch besonders erwähnt werden. Wir brauchen häufig schon zum Septembertermin Geld und müssen daher unseren Roggen schon dann verkaufen, ohne die besseren Preise, die sich meist erst kurz vor Weihnachten einstellen, abwarten zu können. Um diesem Uebel nun auch in Zukunft nach Möglichkeit Abhilfe zu schaffen und zwar in einer für den Producenten weit vorteilhafteren Weise als bisher, müßte man es folgendermaßen einrichten. Braucht Jemand zum Septembertermin Geld und kann es nicht anders beschaffen, so versetzt er seinen Roggen bei der landwirtschaftlichen Bank, wobei ein schriftlicher

Revers zweier benachbarter Großgrundbesitzer, daß faktisch das angegebene Quantum vorhanden und daß sie die Garantie der rechtzeitigen Rückzahlung des Darlehns mit übernehmen, wohl nicht gut zu umgehen ist. Auf diese Weise kann der Betreffende trotz der Zahlung von 5—6 % Zinsen (halbjährlich) doch noch gegen früher, wo ein Notverkauf in solchem Fall allgemein üblich war, ein Geschäft von mehreren Hundert Rubeln machen, wie folgendes Exempel zeigt.

Nehmen wir an 4 Waggonladungen = 3000 Pud Roggen sind zu versehen. Der zu erwartende Minimalpreis ist 70 Kopeken pro Pud, Zahlung der Bank infolge dessen 60 Kopeken pro Pud. Im vorliegenden Fall also 1800 Rubel. Halbjährliche Zinsen davon zu 5 % = 45 Rubel, zu 6 % = 54 Rubel.

Schlusabrechnung des Genossenschaftsbureaus 75 Kop. pro Pud Roggen = 2250 Rbl. Hiervon die Darlehnszinsen in Abzug macht 2205 Rubel resp. 2196 Rubel für die verkauften 4 Waggonladungen. Ein Notverkauf im August zu einen Zwischenhändler hätte aber den zu der Zeit meist noch sehr niedrigen Preisen entsprechend nur 60 Kopeken pro Pud ergeben = 1800 Rubel. Das Plus der neuen Methode ergibt somit im gegebenen Fall 405 Rubel resp. 396 Rubel. Somit ein ganz bedeutendes Plus, selbst wenn meine Zahlen hier auch etwas zu günstig angesetzt sein sollten. Und was uns mit unserem Getreide gelingen kann, sollten wir mit unserer Butter, dieser für uns immer bedeutender werdenden Einnahmequelle nicht auch erzielen können? Bisher versucht jeder noch sein Glück mit Butter, wo Zufall und eigenes Gutsdünken sie grade absetzen. Die einen nach Petersburg als Tafelbutter an irgend einen der vielen kleinen Händler, die nur so lange gute Preise zahlen, als sie notgedrungen die Butter brauchen, dann aber ganz plötzlich in dieser löblichen Beschäftigung aufhören und nichts mehr von sich hören lassen. Die Folge davon sind wiederholte Fahrten

der betr. Producenten nach Petersburg, Advokatentkosten u. s. w. Und bekommt man sein ausstehendes Geld schließlich wirklich, so deckt es die Unkosten doch nicht mehr, die man zu seiner Erlangung verausgabt.

Und wenn auch nicht jeder bei diesen Petersburger Butter-Experimenten 3000 Rubel — auch solche Fälle sind vorgekommen — verliert, kleinere oder größere Verluste haben doch alle erlitten, die fortbauernb an die Peterburger Butterhändler geliefert. Der Absatz ins Ausland ist ja, was den Geldpunkt anbetrifft, weit sicherer, denn hier hat man es mit großen Geschäften zu thun, aber da kommen wieder andere Calamitäten.

Bald ist die Butter zu „speckig“ gewesen und bald wieder zu „thranig“, dann war sie ungenügend gefärbt, und das nächste mal wieder zu viel. Bald soll sie nach „Roggenstroh“ geschmeckt haben und dann wieder nach „Virkentonnen“ u. s. f. Ja, sogar „marmorn“ oder „eulig“ soll sie bisweilen ankommen. Und die Preise sind dann natürlich diesen Fehlern entsprechend. Hier scheinen mir nur zwei Maßregeln wirklich Abhilfe schaffen zu können.

Erstens, indem wir selbst, d. h. die Genossenschaft estländischer Landwirte — Nordlivland würde sich ja wohl auch hier wiederum anschließen — einen zuverlässigen Com-missionären für unseren Butterhandel in Kopenhagen anstellen, wohin ja das Gros unserer Exportbutter geht. Denn dann würden wir auch die faktisch vorhanden gewesenen Fehler unserer Butter erfahren und sie dann auch wirklich abzustellen suchen, während wir jetzt vielfach sagen: „Es lohnt sich ja überhaupt nicht, der persönlich dabei interessirte Händler findet doch immer wieder neue unkontrollierbare Fehler heraus.“

Zweitens aber müßten wir auch einen Butter-instructor haben, der unseren Meiern nicht bloß anzeigt, so wird gute Butter gemacht — das wissen die besseren

Meier ja schon selbst — sondern so wird die Butter fabri-
ziert, wie sie gerade auf dem Kopenhagener Markt verlangt
wird. Das aber ist eben eine große Hauptsache.

Die Abrechnung für die Butter könnte in der auch
bisher üblichen Weise wöchentlich oder monatlich geschehn,
mit dem Unterschiede natürlich, daß die vom erzielten Ge-
winn in Abzug zu bringende Provision dem Genossenschafts-
bureau resp. den Commissären zu gute käme.

Denn mit einem einzigen Commissionären in Kopen-
hagen wäre die Sache noch nicht abgemacht. Ein Empfänger
resp. Expeditior ist natürlich in Reval nötig und ein weiterer
Commissiönär in Petersburg. Denn viele, na-
mentlich die zu Petersburg näher liegenden Güter werden
vielleicht garnicht Exportbutter fabrizieren wollen. Für sie
ist es vielleicht viel praktischer, ihre Milch direct als solche
nach der Hauptstadt zu schicken oder Pariser und Tafelbutter
herzustellen. Aber auch dazu brauchen wir ein zuverlässiges
Commissionsgeschäft am Platz selbst, dem wir unsere Milch
resp. Butter in der gewünschten Weise nur zuzuschicken hätten
und dann den dafür erzielten Betrag in Empfang zu nehmen.
Denn abgesehen von allem anderen, schon die jetzt so häufig
notwendigen Reisen nach Petersburg kosten ja was enormes.
Ich weiß von jemand, der seine Butter nach Petersburg ab-
setzt, daß er jährlich 2—300 Rbl. allein für diese Fahrten
ausgiebt. Rechnen wir, daß jetzt vielleicht auch nur 50 Güter
ihre Milch, Butter u. nach Petersburg schicken, so wären
das annähernd 10—15000 Rbl., die von unserem kleinen
Lande jetzt für etwas alljährlich verausgabt waren, wobei
das Land garnichts gewinnt und die Besitzer nur das zweifel-
hafte Vergnügen von nächtlichen Eisenbahnfahrten und das
taxenmäßige Trotten der Petersburger Fuhrleute genießen
müssen. Mit einem Drittel der obigen Summe aber ließe
sich ein gewandter, ortskundiger und stets auf dem Platz be-
findlicher Commissiönär schon ganz gut gagieren. Nur dann

aber, wenn in Petersburg ein ständiges Commissionsgeschäft unserer Genossenschaft vorhanden wäre, könnten wir unsere Meiereiprodukte auch dort sicher und gut absetzen.

Aber haben wir einmal ein derartiges Geschäft, das sich wohl zunächst nur auf eine Branche und zwar auf die für Meiereiprodukte zu legen hätte, um jede so höchst gefährliche Zersplitterung und Ueberbürdung von vorn herein auszuschließen, haben wir bereits eine derartige Institution am Ort und sehen wir, daß wir auch den richtigen Leiter dafür gefunden und daß die Sache bereits ihren geregelten Lauf nimmt, so ist es ein leichtes, dasselbe auch auf andere Branchen zu erweitern.

Ich denke hier speciell an alle Gartenprodukte, in frischem, gedörrtem oder eingemachtem Zustande, an Eier, Geflügel, Honig, Hausindustrie- und Korbflechterzeugnisse und nicht zu vergessen — Fische, speciell Forellen.

Gelingt's nur die richtige Persönlichkeit als Leiter zu solch einem Geschäft zu finden, so ist es ganz fraglos, daß die Sache gut gehen muß.

Aber nicht bloß als Absatzvermittlerin denke ich mir eine solche Filiale des Revalschen Hauptbureaus unserer Genossenschaft. Wir brauchen ja öfters aus Petersburg bald dies, bald jenes, sei's nun eine Equipage, Pferdegeschirr oder sonst etwas. Warum sollten wir das nicht auch durch solch einen Commissionär besorgen lassen, der die localen Quellen und Gelegenheiten ja weit besser kennen wird, als wir, die wir mal so auf einen Tag hinüber fahren und uns gezwungenermaßen dann auch zu etwas entschließen müssen.

Und damit komme ich auf die zweite s e g e n s r e i c h e T h ä t i g k e i t des Genossenschaftsbureaus: den Einkauf. Wie weit vorteilhafter kann doch solch ein Genossenschaftsbureau alle Bedarfsmittel en gros einkaufen, als so ein kleiner Detailkäufer.

Erstens fällt durch den directen Bezug der Waare wiederum der Zwischenhandel und seine bedeutenden Zuschlagsprozente weg.

Zweitens ist auch die Sicherheit vor Betrug und Fälschung eine ganz andere, denn der Verkäufer wird sich wohl hüten, es mit solch einem bleibenden Engros-Abnehmer zu verderben. Und was können wir nicht alles durch's Bureau beziehen, falls wir es nur rechtzeitig aufgeben? — Vor allem aber wohl Saaten, (auch Mais zu Brennereizwecken), Eisen, Kohlen, Salz und dergl. und dann — landwirtschaftliche Maschinen.

Bis 75 pCt. sollen bei manchen landwirtschaftlichen Maschinen die Zuschlagskosten betragen, die unsere örtlichen Spezialgeschäfte zu den Fabrikpreisen hinzuaddieren.

Wer aber glaubt, daß diese Geschäfte dabei auch ebenso enorm verdienen, der täuscht sich sicher. Denn man bedenke, wie groß die Waarenlager in diesen Geschäften sind und sein müssen. Ein riesiges Capital steckt drin und dieses Capital muß verzinst und — amortisirt werden. Letzteres vergißt man aber meist vollständig.

Denn wieviel Maschinen bleiben unverkauft und — veralten? Nirgends aber geht das Veralten so schnell vor sich, als grade bei unserem so rapid sich entwickelnden Maschinenwesen. Wie oft ist nicht schon ein Modell vom letzten Jahr — veraltet und dann ist die Maschine eben glücklich altes Eisen geworden, kein Mensch kauft sie mehr.

Ferner. Da hat so ein Händler sein wohlassortirtes Lager. Plötzlich werden die Fabrikpreise in Folge eines neuen verbilligten Produktionsverfahrens herabgesetzt. Natürlich verlangt der Käufer nun auch beim Händler eine Herabsetzung des Preises. Dieser hat aber die betr. Maschinen ja noch zu dem alten hohen Preise bezogen. — Alles das vergißt man leider nur zu häufig, wenn man mal so unter der Hand erfährt, was der Händler für die betr. Artikel bezahlt hat, und dann seinem übervollen Herzen keinen Zwang

anthut. Aber wahr bleibt's trotzdem, ein Händler kann gar nicht viel anders seine Preise festsetzen.

Anders natürlich ein Commissionsgeschäft, das stets die neuesten Modelle direkt aus der Fabrik zu Engrospreisen verschreiben kann. Wie groß aber in dieser Hinsicht die Ersparnisse in Zukunft sein werden, für jeden einzelnen und im ganzen Lande, läßt sich natürlich nicht in Zahlen ausdrücken, ganz kolossal müssen sie jedenfalls sein, wie man aus obigen Andeutungen leicht ersehen kann.

Aber noch weitere segensreiche Folgen könnte solch ein kaufmännisch geleitetes Centralbureau haben. Wir auf unserer Scholle feststehenden praktischen Landwirte hatten es ja bisher mit dem Absatz unserer Producte meist sehr schwer, was uns die nächstliegenden Händler dafür boten, mußten wir annehmen, und diese boten überhaupt nur etwas für — Rohprodukte.

Haben wir aber die Sicherheit, daß unser Centralbureau durch seine Filialen und Commissionäre wohin gehörig unsere Produkte schon absetzen wird, so brauchen wir auch nicht mehr dieselben als Rohprodukte auf den Markt zu bringen, sondern können sie in verarbeitetem Zustande weit vorteilhafter verwerten.

Oder warum könnte die Genossenschaft nicht z. B. die Lieferung von Brot, Grütze, Sauerkohl und Fleisch für das Militär sowie die Fabriken übernehmen? Oder auf Jahre hinaus die Darrkornlieferung für den Osten? Warum könnten wir nicht eigene Fleischscharren, eigene Brotbäckereien unterhalten? Warum könnten wir nicht, statt wie bisher, mit unseren Mastochsen, Schafen und Schweinen auf dem Petersburger Markt Hazard zu spielen, sie nicht lieber zu Hause schlachten oder auf den von der Genossenschaft zu errichtenden Schlächtereien bei den Bahnhöfen, um dann das Fleisch per Eismaggon, die natürlich täglich gehen müßten,

regelmäßig oder nach Bedarf in die Städte, speciell Petersburg und Reval, zu versenden. Warum könnten wir d. h. die Genossenschaft nicht selbst Wurstfabriken, Schinkenräucherereien n. s. w. an den dazu geeigneten Punkten auf dem Lande errichten?

Warum muß unser Flachs als Rohprodukt exportiert, im Auslande verarbeitet und so doppelt verzollt wieder zu uns zurückkommen?

Warum kann uns unsere eigene Leinfaat nur als ausländisches Leinöl, als ausländische Delfinchen gute Dienste leisten? Warum? — Ja, warum? —

Doch dieses Thema gleicht der Hydra, bevor man Zeit gehabt, eine Frage zu beantworten, wachsen aus ihr bereits 2 neue heraus, darum genug für heute.

Nicht erschöpfen wollte ich ja auch das mir gestellte Thema, sondern bloß anregen, auf daß es einem frischen Quell vergleichbar unverstieglieh hervorsprudelt, unsere baltische Landwirtschaft zu neuem Leben, frischem Wachstum erweckend. Das war der Zweck dieser Zeilen! — Werden sie den gewünschten Erfolg auch haben?

Auf den Mienen der Leser steht die Antwort geschrieben. Skeptisch lächelnd stehn die Herren Großkaufleute und Fabrikbesitzer da, sie glauben noch nicht so recht an die Einmütigkeit unter den Landwirten, die allein meine theoretisch so praktischen Vorschläge auch verwirklichen kann.

Aber sollten Sie sich doch getäuscht haben, meine Herren, so seien Sie mir nicht allzuböse für meine Anregung durch das vorliegende Schriftchen. — Sie haben ja das ganze weite russische Reich als Operationsterrain noch übrig, warum mißgönnen Sie denn uns Landwirten, Ihren Gebietsgenossen, die vollen Erträge unserer eigenen kleinen Scholle? — Viel Mühe und Arbeit kostet es uns wahrlich! Warum verdanken Sie es uns, daß auch wir anfangen —

zu rechnen, zu sparen, um vielleicht so auch etwas zu ersparen? Warum eigentlich?" — Doch auch Landwirte finde ich unter den Lesern dieser Schrift und zwar gar mancherlei.

„Wie man nur so einen Unsinn schreiben kann“, sagen die einen und legen darauf meine Broschüre zu den Schriften eines Bellamy und Jules Verne.

Darauf kann ich nur mit einem bescheidenen humorvollen Schmunzeln antworten.

„Unverschämt!“ rufen wieder andere und schleudern dabei diese Blätter wütend unter den Tisch. „Wirklich unverschämt! Da wagt es so ein Mensch plötzlich alte, ganz allgemein verbreitete Einrichtungen, die seit 15, 20 und mehr Jahren schon bestehen, anzugreifen und glaubt auch noch, daß wir sie durch seine neuen Ideen ersetzen werden.“

Ganz unwillkürlich entschlüpft mir da der Ausruf: „Dem Herrn ein Glas Wasser“ oder „Dir wie mir.“ — Und im übrigen bitte sich gefälligst zu erinnern, wie's damals war, vor 15, 20 und mehr Jahren, als diese jetzt so ganz allgemein verbreiteten Einrichtungen vorgeschlagen wurden. War es damals auch — unverschämt?

Aber noch andere sehe ich bedenklich das ergraute Haupt schütteln und es sind wahrlich nicht unsere schlechtesten Landwirte drunter: „Es steckt viel Wahres drin in dem Schriftchen da — sagen die — aber wir sind zu alt, um all diese Reformen noch durchzuführen, mögen es unsere Söhne damit versuchen. . .“ Und was sagen diese Söhne, die Männer der kommenden Zeit für die ja im Grunde dies Schriftchen in erster Linie geschrieben worden? Findet es bei ihnen den gewünschten Widerhall, neue Gedanken, neue Pläne, neue Thaten weckend? Ich wenigstens — hoff' es!

Daß aber alles oben Gesagte von ihnen grade widerspruchlos als richtig anerkannt werden wird, glaub' auch ich nicht, ja, ich hoff's nicht einmal. Denn Widerspruch erzeugt Gegenmeinung, gegenseitige Aussprache aber erzeugt

— Klärung. Und das ist ja auch meine ursprüngliche Absicht, eine Klärung in all den angeregten Fragen zu erzielen. Ist doch Klarheit bei jedem Unternehmen schon die erste Hälfte des Erfolges.

Darum müssen wir auch vor allen Dingen so bald als möglich ein klares Bild gewinnen, wie wir unsere ländlichen Wirtschaften den neuen Forderungen einer neuen Zeit entsprechend am zweckmäßigsten umzugestalten haben. Das aber kann nur geschehn mit vereinten Kräften und einmütigem guten Willen. Daher aber muß auch jeder einzelne, der zu den aufgeworfenen Fragen noch etwas zu sagen hat, vor allem aus seiner schlummernden Passivität hervortreten — im Interesse des Allgemeinwohls. Und in diesem Interesse, im Interesse fürs Allgemeinwohl sind auch diese Zeilen geschrieben.

Da galt's denn vor allem auch die Fehler und Mängel aufzudecken und ans Licht zu ziehn, denen noch immer nicht die genügende Beachtung geschenkt wird, da galt's aus dem gleichen Grunde auch manches längst Bekannte hier wieder einmal speziell hervorzuheben. Wenn ich aber bei diesem Bestreben vielleicht den einen oder anderen dadurch persönlich verletzt haben sollte, so bedauere ich das lebhaft. Nur auf das Constatieren vieler thatsächlich bei uns zu Lande noch vorhandener Mängel kam es mir an, jede persönliche Anspielung hat mir selbstverständlich überall fernelegen. Und wenn ich unbeabsichtigter Weise dennoch jemand gekränkt haben sollte, so mache ich hier gern im Voraus meine Entschuldigung, um damit jede persönlich werdende Polemik von vorn herein auszuschließen, denn derartiges pflegt für die Beteiligten stets peinlich zu sein, für die übrige Lesermwelt aber außerdem auch — langweilig.

Und so wachse denn die Saat, die heute in alle Winde fliegt, und bringe die erhoffte Ernte zum Segen unseres allgeliebten kleinen Heimatlandes. Und wie's die Väter einst

getrieben, so bleib's auch in Zukunft: „Mit vereinter Einmütigkeit werde die einmütige Vereinigung gegründet, die Vereinigung, die in allen Zweigen unserer Landwirtschaft wurzelnd, allein im stande ist, dieselbe erfolgreich der uns jetzt fast erdrückenden Macht des Großhandels und der Industrie entgentreten zu lassen, um neben diesen beiden als dritte vollgültige Großmacht auch weiter zu bestehn.“ Ist's uns aber gelungen, solch eine vielzweigige Landesgenossenschaft dauernd lebensfähig zu machen, dann heißt es: ohne Rasten und Kosten weiterzustreben, stets eingedenk des alten Wahrspruchs:

„Nur Einigkeit macht stark.“



Im Verlage von **Franz Klug**
erschienen:

- Falck, Dr. G. von**, Russische Wirthschafts- und Finanzfragen. gr. 8. 1889. 1 Rbl. 20 Kop.
- Gelbeke, Eberh.**, Der rationelle praktische Branntweinbrenner. Handbuch für Brennmeister, Brennereiverwalter und Brennereibesitzer. Mit 26 Abb. gr. 8. 1884. 3 Rbl.
- Gernet, A. v.**, Die Aufhebung der Leibeigenschaft in Ehstland. Vortrag. gr. 8. 1896. 50 Kop.
- Hehn, B.**, Praktische Erfahrungen über den Anbau der Feldfrüchte in den Ostseeprovinzen. Mit Abbild. gr. 8. 1887. 80 Kop.
- Klinge, J.**, Flora von Liv-, Est- und Kurland. Mit Abb. gr. 8. 1882. 2 Rbl.
- Löwis of Menar, O. v.**, Unsere baltischen Singvögel. gr. 8. 1895. 2 Rbl. 50 Kop.
- Mühlen, A. v. zur**, Beitrag zur Frage über den Waldschutz gegen die Waldbesitzer. gr. 8. 1877. 50 Kop.
- Müller, C. E.**, Praktisches Handbuch des Ackerbaues, vorzugsweise für die Ostseeländer Russlands bearbeitet. Mit 9 Tafeln. 3. Aufl. gr. 8. 1869. 2 Rbl. 50 Kop.
- Oettingen, A. v., u. T. Baron Maydell**, die Waldgesetze. Zusammenstellung der wichtigsten Gesetzesbestimmungen über Privatforste. gr. 8. 1898. geh. 2 Rbl., kart. 2 Rbl. 80 Kop.
- Rosen, C. v.**, Bau-Handbuch für Landwirthe in Ehst- und Livland. Mit 16 Tafeln Abbildungen. gr. 8. 1851. 3 Rbl.
- Turkin, N. W.**, Das Jagdgesetz vom 3. Febr. 1892 in seiner historischen Entwicklung und mit den Motiven zu demselben. Uebers. von G. v. Peetz. Lex.-8. 1894. 1 Rbl. 50 Kop.
- Wodtke, A.**, Kurze Zusammenstellung der neuesten Verfahren im Brennerei-Betriebe. gr. 8. 1897. 2 Rbl.